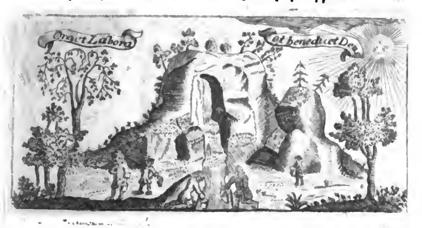
Versuch
einer
natürlichen
Anleitung
zu
teutschen Briefen,
für
Junge Manns-Personen;
nebst
einer Abhandlung von denen Titteln und
dem äusern Wohlstande in Briefen,
von
Christoph Ludwig Pfeiffer.



BAMBERG,
bey Martin Göbhardts Universitäts-Buch-
händlern seel. Erben 1758.

Dem

Hochverdienten Vorsteher

und

Ansehnlichem ältesten;

wie auch

denen

übrigen preißwürdigen Mitgliedern

Der

teutschen Gesellschaft

in

Jena,

Unterwirft

nachstehenden

Versuch

einer

natürlichen Anleitung

Zu

teutschen Briefen

Zu

einer Hochgeneigten und gütigen

Beurtheilung

der Verfasser

Fürtrefliche und Preißwürdige
Gesellschaft!

Werde ich wohl irren, wann ich alle öffentliche Gesellschaften, welche die Beförderung unserer teutschen Sprache, und derselben reinen Schönheit, zu ihrem allgemeinen und rühmlichsten Endzwecke machen: : wann ich diese Gesellschaften, auch zugleich als öffentliche Richterstühle solcher Schrifften ansehe welche in gleicher Absicht, von einzelnen Federn, denen Augen der Welt fürgelegt werden? Ja, die allgemeinen und rühmlichsten Verbindungen so vieler Kenner der teutschen Sprache und des guten Geschmacks, müssen billig auch dahin abzielen, daß sie denen ihnen nacheifernden Liebhabern ihrer Mutter-Sprache, zur geneigten Beurtheilung und zu einem besser, Unterrichte dienen wollen. Und bey dieser überzeugendem Gewißheit, kan ich gegenwärtigen Versuch, welcher zur Verbesserung des guten Geschmacks in teutschen Briefen, dienen soll,

also wohl keinen andern, als solchen Kunst-Richtern unterwerffen, deren gegründete, belehrende, und billige Urtheile, mir für andern vorzüglich bekannt und schätzbar sind. Sie, fürtrefliche Gesellschaft, als eine Zierde des nunmehr in die zweyhundert Jahr, vorzüglich blühenden Saal Athens! Sie sind es, deren aufmerksamer Zuhörer, und stiller Bewunderer, ich öfters bey meinem academischen Fleisse, gewesen bin; Sie sind es, deren ansehnlichen und geschicktesten Mitgliedern, als Kennern der teutschen Sprache und des guten Geschmacks, ich gegenwärtigen Versuch, zu einer hochgeneigten Beurtheilung hier unterwerffe, und mit besonderer Hochschätzung und Ehrfurcht öffentlich gestehe, daß ich beständig seyn werde

Fürtrefliche und Preißwürdige
Gesellschaft

Ihr

wahrer Verehrer
Christoph Ludwig Pfeiffer

Vorbericht,

Versuche, scheinen heutiges Tages in allen Arten der Wissenschaften, bey nahe überflüßig und unnöthig zu seyn. Fast ein jeder Theil derselben, pranget bereits mit denen besten und vollkommensten Lehr-Büchern, woraus man sie nach ihrem ganzen Innbegriffe, weit eher und vollständiger, als aus schwachen und unvollkommenen Versuchen, wird erlernen können. Nur die Kunst, einen teutschen Brief geschickt abzufassen, gehört noch mit Recht, unter diejenigen Arten der Wissenschaften, in welchen man bis anhero die wenigste Mühe angewendet hat, sie gleich andern freyen Künsten, zu einiger Vollkommenheit zu bringen. Und mich deucht; daß in derselben erst noch viele geschickte, und darzu fähige Federn, das ihrige beytragen müsten, ehe man mit einigem Grunde sagen könne: daß auch dieser Theil der Wissenschaften, an guten und lehrreichen Schriften, keinen Mangel leide, und Versuche in dieser Art, etwas überflüßiges und unnöthiges wären. Ich würde zwar nicht ohne Schaamröthe befürchten müssen, daß die grosse Menge, von sogenannten Brief-Stellern und teutschen Briefen, mir auch hierinne leicht widersprechen dürfte; wann ich dem öfters so betrüglichen Vorurtheile mich überlassen könte, daß eine Wissenschaft, zu deren Erkänntniß, schon viele Bücher sind geschrieben worden, durch diese Bücher, auch so vollkommen ausgebildet wäre, daß man zu deren Erlernung, keine fernere Bemühungen in Schriften, mehr nöthig hätte. Allein

ich werde sicherer schlüssen, wenn ich sage, daß es bey Erkänntniß einer Wissenschaft, nicht so wohl auf die Menge derer Schriften ankomme, welche zur Erlernung derselben, sind geschrieben worden; sondern, daß es mehr darauf beruhe, ob diese Schriften, in ihrer Art auch gut, brauchbar, und dem Endzwecke gemäß sind, welchen ihre Verfasser dadurch zu erhalten gesucht, und andere Lernbegierige, zu einer nutzbaren Anwendung, davon erwartet haben. Und solte man dieses wohl von denen meisten unserer teutschen Brief-Steller, füglich behaupten können?

Welcher junge Mensch, hat wohl jemahls nach diesen unnatürlichen Lehr-Büchern, und ihren noch gezwungenern Beyspielen, einen natürlichen und reinen teutschen Brief können schreiben lernen? Man beleuchte nur einmal diese wohlstylisirten Muster, mit dem Lichte einer gesunden Critic, wie der Herr Professor Gellert, in seiner practischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen, bereits mit einigen derer besten, gethan hat; man zergliedere ihre Gedanken, ihre Ausdrücke und ihren Witz, nach seinem Beyspiele; so wird man durch eine solche Probe, am sichersten überführt werden, wie wenige derselben, ohnerachtet ihrer grossen Anzahl, dürften gut und brauchbar seyn. Die meisten Briefe, welche uns dem ersten Anscheine nach, sinnreich, witzig und scherzhaft geschienen haben; werden sich bey einer genauern Beurtheilung, nunmehr lächerlich, abgeschmackt und beleidigend, in unsern Augen darstellen; und diejenigen, welche wir bis anhero für natürlich und

Nach-

Nachahmungswürdig angesehen haben, werden uns nun unnatürlich, gezwungen und verwerflich vorkommen; und man wird endlich unter der grossen Anzahl von gedruckten teutschen Briefen, kaum noch einige wenige finden, welche in ihrer Art, nur erträglich, und von derjenigen Beschaffenheit wären, daß man sie als Muster, nach welchen man reine, natürliche und gute Briefe könnte schreiben lernen, sicher gebrauchen, und sie jungen Leuten, deswegen anpreissen dürfte. So hoch auch die Schönheit und Stärke, unserer teutschen Sprache, seit einem Jahrhunderte gestiegen ist; und so unverbesserliche Zeugnüsse wir auch schon bereits in gebundener und ungebundener Schreibart, von ihr, in den Händen haben; so hat es doch bey so vielen geschickten Dichtern und Rednern, noch immer an witzigen und fähigen Köpfen gefehlt, welche der teutschen Sprache, auch in dem leichtern Theile einer reinen und natürlichen Schreibart, zu guten Briefen, hätten nachhelffen, und sie darinnen zu einer gleichen Vollkommenheit erheben können, wie doch viele andere in denen schwerern Theilen der Poesie und Beredsamkeit mit so glücklichem Erfolg gethan haben. Doch vielleicht hat dieser Theil der teutschen Sprache, vielen Kennern und Schrift-Stellern, zu niedrig und zu leicht geschienen, als daß sie sich, desselben durch besondere Bemühungen, hätten annehmen, und vorzüglich, darum verdient machen sollen. Man hat ohnfehlbar geglaubt, daß die Natur, welche uns ohne besondere Lehr-Bücher leicht = = aber leyder auch schlecht genug! sprechen lernte,

daß, sage ich, diese Lehr-Meisterin, uns auch eben so leicht würde Briefe schreiben lernen; da diese nichts anders, als blose Nachahmungen der mündlichen Rede haben seyn können. Allein es gehörte noch etwas mehr darzu, als die blose Nachahmung des Gesprächs; und man hat die üblen Folgen, dieser Geringschätzung, und Nachläßigkeit, in dem Brief-Schreiben, nicht eher eingesehen; als bis man in denen neuern Zeiten, die teutsche Sprache, zu derjenigen Reinigkeit und Schönheit, gebracht sahe, in welcher sie noch niemals gewesen war. Man erblickte täglich in der Poesie sowohl, als auch in der Beredsamkeit, die auserlesensten Muster des guten Geschmacks, in der teutschen Sprache. Man las alle diese Schriften, mit dem grösten Vergnügen, und gewöhnte sich dadurch unvermerkt zu einen so guten Geschmacke, in denen Arten der Dichtkunst und der Redner, daß man zuletzt gar keine teutsche Schrift mehr lesen mochte, warn selbige nicht auch nach diesen Geschmacke, rein, natürlich und schön, geschrieben war. Man erhielt in denen stärkern Theilen der Schreibart unserer teutschen Mutter-Sprache, immer neue und schönere Schriften, und wurde hier endlich den äussersten Mangel derselben, allein noch in guten teutschen Briefen gewahr. Junge Leute konnten zum Theil kaum einige Zeilen, in der Gestalt eines Briefs, zusammen setzen; zum Theil aber waren ihre Briefe auch von der elendesten Schreibart. Man fieng nunmehr an, sich über den Mangel guter teutscher Briefe zu beklagen; man erkannte zugleich, wie nöthig, nützlich,

lich, und wohlanständig, diese Wissenschaft allen jungen Leuten wäre; und diesen Mangel abzuhelfen, trat auf einmal ein gantzer Schwarm wohlstylisirter, oder vielmehr unnatürlicher Brief-Steller ans Licht. Wie eifrig diese unfähigen Lehr-Bücher, von vielen jungen Leuten, aufgenommen wurden, und zum Theil auch wohl noch aufgenommen werden, bezeugt die tägliche Erfahrung noch immer durch die schlechten Früchte derselben, in geschriebenen teutschen Briefen! Allein, nun solte man auch nach diesen neuen Mustern, wohlstylisirte und galante Briefe schreiben lernen. Dieses muste nothwendig durch die Nachahmung dieser gedruckten Beyspiele, geschehen; und man fieng diese daher auf das künstlichste, und mühsamste an. Alle junge Leute schlugen nunmehr bey jeder vorfallendem Gelegenheit, worüber der Wohlstand einen teutschen Brief von ihnen erforderte, ihren fast angebeteten Talenter, Menantes, und andere Tröster mehr nach, um sich zu dem Entwurf ihrer Briefe, darinnen Raths zu erhohlen, und einen gleichförmigen Brief, daraus nachzuahmen. Der Dumme, welchen die Kunst der Nachahmung zu schwer fiel, schrieb oft den Gelegenheits-Brief seines stummen Lehr-Meisters, gar nach den Worten ab, und erspahrte dem andern dadurch die Mühe, ihm auf den Brief besonders zu antworten; weil er ihm nur die folgende Seite, seines bestohlnen Brief-Stellers, anzuzeigen brauchte, wo er selbst die Antwort, auf dem ausgeschriebenen Brief, gedruckt nachlesen konnte. Der Klügere nur, welcher einen solchen Gelegenheits-

genheits-Brief, seiner eigenem Geschicklichkeit zu danken haben wolte, ahmte das Muster seines Brief-Stellers in allen Perioden, getreulich nach; allein diese Nachahmungen, fielen gemeiniglich so unglücklich aus, daß ein solcher Brief, höchst gezwungen unnatürlich, bunt wie eines Bettlers-Habit, und verständigern Leuten, oft gäntzlich zum Eckel wurde, oder sie doch gegentheils zum Lachen bewegen muste. Vielen jungen Leuten, kam die Nachahmung einer umgekehrten Chrie, einer Schluß-Rede, und andern dergleichen vorgebildeten Arten und Einrichtungen der Briefe, so schwer und sauer an, daß ihnen gar bald die Lust darüber vergieng, und sie daher eben so wenig einen teutschen Brief schreiben lernten, als sie es zuvor, ohne diese unstylisirten Helffershelffer, gekonnt hatten. Man sieht hieraus mehr als zu deutlich, woran es diesen Herren müsse gefehlt haben, ihre Brief-Steller jungem Leuten, brauchbar zu machen. Sie selbst, waren ihrer eigenen Muttersprache nicht genug mächtig, und hielten nur diejenige Schreibart für galant, welche mit Frantzösischen, Italienischen, und lateinischen Wörtern, ausgeputzt, oder vielmehr verunstaltet und dadurch zu einem solchen Mischmasche wurde, daß sie keiner von allen diesen Sprachen, am allerwenigsten aber der teutschen Sprache, mehr gleich sahe. Ohnmöglich kan die Verwirrung der Sprachen, bey dem Babilonischen Thurne, so bunt gewesen seyn; als ein galanter teutscher Brief, aus der Vorraths-Kammer, solcher wohlstylisirten Brief-Steller! Nächst der Unwissen-

wissenheit in der teutschen Sprache, hatten diese Teutschverderber, auch nicht einmal einen rechten Begriff, von der Natur eines guten Briefs. Sie nahmen blos die Regeln der Redekunst zu Hülfe, und darnach muste ein Brief schlechterdings entworffen werden, er mochte auch noch so unnatürlich, und aberwitzig ausfallen; genug, wann er künstlich, und nach der Form seines Unbildes, eingerichtet war! Sie beschrieben zwar den Brief, als eine Nachahmung des Gesprächs, allein sie dachten bey seiner Einrichtung, selbst nicht daran, und giengen ganz und gar von der Natur desselben ab. Ist es daher wohl zu verwundern, wann unter der grossen Anzahl von teutschen Brief-Stellern, nicht ein einziger recht brauchbar, und Nachahmungswürdig; sondern alle unnatürlich, und über einen solchen Laisten geschlagen sind, nach welchem niemals ein guter Brief kan verfertiget werden? Ein einziger Gellert, welcher endlich junge Leute von der Natur des guten Gesprächs, auch auf das Natürliche eines guten Briefs, ohne viele Regeln, und künstliche Einrichtungen zu führen, und ihnen die Nachahmung dadurch weit leichter und natürlicher zu machen wuste.. Dieser einzige kluge Schrift-Steller sage ich, hat ohnstreitig durch seine wenigen Bemühungen, zum Vortheil guter teutscher Briefe, mehr ausgerichtet, als der ganze Haufe von wohlstylisirten und galanten Brief-Stellern, vor Ihm, zu thun nicht vermögend war, so grosse Bände sie auch deswegen ans Licht stellten. Seine reinen, natürlichen und schönen Briefe, verdunkelten

auf

auf einmahl den ohnmächtigen Glanz, aller bisher noch in Ansehen gestandenen Talander, Menantes, Neukirche, Junkers, und andere Brief-Helden. Man sahe den Unterschied, unter ihren und des Herrn Professor Gellerts Briefen, nur allzuleicht ein, als daß man diesem beliebtern Schrift-Steller, nicht sogleich hätte beyfallē, und jene Verderber des Geschmacks, und der Briefe, nach einer langen und blinden Verehrung, nunmehr mit einer billigen, und schon längst verdienten Verachtung, bestraffen sollen. Dieser fürtrefliche teutsche Schrift-Steller, welchen ich von Persohn sowohl, als nach seinen gütigen Zuschriften an mich, besonders zu kennen die Ehre habe, und dessen großmüthige Neigung, mir nach meinem öftern Ersuchen, zu einer nothdürftigen Versorgung zu verhelffen, ich jederzeit mit dem lebendigsten Danke verehren werde! Dieser witzige Teutsche, sage ich, hat also die erste Bahn gebrochen, auf welcher in Zukunft alle neuere Brief-Steller, billig fortgehen, und den Geschmack, und die Nachahmung, seiner natürlichen, reinen, und guten teutschen Briefe, durch ihre eigenen Beyspiele, endlich allgemein zu machen suchen solten. Um die Welt von dem ihr vieleicht schon zu bekannten großmüthigen Character des Herrn Prof. Gellerts sowohl, als von der Schönheit seiner Briefe aufs neue zu überzeugen, will ich hier einen eigenhändigen Brief einrücken, den ich unter andern von diesem mir so schätzbaren Gönner, nach Wittenberg erhalten habe. Er ist also gesezt:

Hoch-

Hoch-Edler,
Hochzuehrender Herr,

Es kränckt mich, daß ich das Vertrauen, das Sie in mich setzen, nicht erfüllen kan! Aber wie solte ich das können? Der Wege, meinen Freunden und Bekannten hier in Leipzig fortzuhelfen, sind wenig, und derer, die diesen Dienst von mir erwarten, sind viel. Glauben Sie ja nicht, daß es mir an Verlangen fehlet, vielen zu dienen; nein, diese Tugend ist mir sehr natürlich. Aber ich sehe, daß ich aus Begierde, vielen von meinen Comilitonen zu nützen, wenigen recht nütze. Würde ich nicht eine Grausamkeit begehen, wenn ich Sie, Hochgeehrtester Herr, ermunterte, nach Leipzig zukommen, und am Ende Ihre Hofnung nicht befriedigen könnte? Die vornehmen Familien in Leipzig suchen selten bey mir ihre Hofmeister, und diejenigen Häuser, in denen mein Wort etwas gilt, sind schon oft andern zum Besten von mir angesprochen worden. Ihre Güte nicht zu ermüden, muß ich bescheiden seyn; und um andere wackere Leute nicht zu verdrängen, darf ich oft einen wackeren Mann nicht so, wie ich wünsche, empfehlen. Ich empfinde es, indem ich dieses schreibe, wie schwer es ist, eine Bitte abzuschlagen; und dennoch muß ich es aus Aufrichtigkeit thun. Wollen Sie dem ungeachtet unsere Academie besuchen, so will ich, so viel in meinem Vermögen steht, Ihnen herzlich gern dienen. Meinen Unterricht können Sie am ersten entbehren. Sie haben ja Docenten und gute Bücher genug, die Ihnen eben das und noch mehr Gutes sagen können. Fahren Sie nur in Ihrem rühmlichen Fleiße fort, und vergessen Sie nicht, daß die Poesie ihre Liebhaber selten sehr glücklich macht. So hoch ich sie schätze, so ermuntere ich doch meine Freunde selten dazu, wenn sie nicht selbst von ihrem eigenen Herzen und von andern günstigen Umständen ausserordentlich ermuntert werden. Übrigens danke ich Ihnen für das besondere gütige Vertrauen zu mir, sowohl als für das Gedichte, mit dem Sie mich beehret haben, und verharre mit der größten Hochachtung

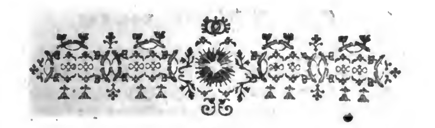
Ew. Hochedlen
gehorsamster Diener
C. F. Gellert.

Leipzig,
den 29. August, 1754.

Es ist zwar nicht zu leugnen, daß die Anleitung dieses glücklichen Vorgängers, so schön sie auch immer in ihrer Art kan genennet werden! dem ohnerachtet noch viel zu allgemein, und auch zu kurz ist. Der rühmliche Herr Verfasser, sucht darinnen den guten Geschmack in Briefen, mehr zu erkennen zu geben, und denselben bey andern rege zu machen, als daß Er durch nähere Bestimmungen der allgemeinen Sätze, jungen Leuten eine eigentliche und hinlängliche Anleitung hätte geben wollen, nach welcher sie durch eigenen Fleiß, und angewendete natürliche Geschicklichkeit, in ihrer Mutter-Sprache, gute Briefe könnten nachmachen lernen. In Ansehung dieses Mangels, eröfnet sich also noch vielen fähigen Köpfen, ein weites und rühmliches Feld, in welches sie sich, nach dem glücklichen Beyspiele, ihres berühmten Vorgängers, noch mit unterschiedenen Versuchen wagen dürffen, und die Vollkommenheit der teutschen Schreibart in Briefen, dadurch befördern helffen können. Der Meinige, hat die Ehre, in dieser Absicht, vieleicht einer der ersten mit zu seyn, und ich wünschte, daß er auch in Ansehung des gesuchten Nutzens, und des dafür gehoften Beyfalls, nicht gar unter die letzten möchte gerechnet werden. Geschrieben zu Erlangen den 29. Februarii 1758.

Der Verfasser,

Erster



Erster Abschnitt.

Von der Schreibart eines Briefs überhaupt, und von denen wesentlichen Eigenschaften desselben insbesondere.

§. 1.

Briefe, sind schriftliche Unterredungen, welche Abwesende zur freyen Nachahmung eines mündlichen Gesprächs, in desselben Ermangelung, mit einander führen müssen.

Ein Brief kömmt seiner Natur nach, in vielen Stücken, mit der mündlichen Rede überein; er geht aber auch in vielen andern wiederum davon ab. Die Schreibart desselben, darf nicht wie das Gespräch, zu gemein, zu niedrig, und zu weitläuftig seyn, sie muß aber auch das hohe, und die Kunst des Rednerischen, sorgfältig zu vermeiden suchen. Die Schreibart eines

 guten

guten Briefs, läßt sich daher am besten abbilden, wenn man sie, wann ich mich des Ausdrucks bedienen darf! als ein Mittelding zwischen dem Erhabenen und Künstlichen der Rede, und dem niedern und gemeinen Ausdrucke des Gesprächs, sich vorstellet. Sie muß zwar eben die Worte brauchen, welche in derjenigen Sprache, in welcher man schreibt, überhaupt üblich sind; allein, sie muß diesen Worten doch durch die Art, wie sie selbige braucht, durch die Stellung, und durch die Verbindung derselben mit andern, ein ganz anderes, und gleichsam neues Ansehen zu geben wissen. Ein guter Brief muß sich der künstlichen Rede, und dem mündlichen Gespräch, nur in etwas nähern und selbige berühren; er darf aber keinem von beyden, weder zu nahe treten, noch ihm gar gleich sehen. Man muß dahero denen gewöhnlichen Ausdrücken des Gesprächs, ein etwas verändertes, und feineres Ansehen, zu geben wissen, ohne iedoch dabey gezwungen und unnatürlich zu werden. Man muß ferner die Verbindungen der Wörter, etwas sorgfältiger und zierlicher einrichten, als in der mündlichen Rede; dieses muß aber auch so behutsam, und so mässig geschehen, daß man nicht in die ausgesuchte Zierlichkeit, einer künstlichen Rede, darüber verfällt. Die Schreibart des Briefs, muß sich vornehmlich auch nach dem Innhalte desselben richten. Das meiste hängt öfters blos von diesem Gegenstande ab, und ist folglich

folglich nur in so weit schön, in wieweit es sich zu demselben schickt, und der Sache, die der Brief vortragen soll, völlig gemäß ist. Die Schreibart der Briefe, darf auch nicht mit gesuchten Einfällen prahlen, welchen man die Mühe, und das besondere Nachdenken, welches sie ihrem Verfasser gekostet haben, gleichsam ansehen kan; sondern die Einfälle müssen ihm mit der Sache, die er vorträgt, zugleich einfallen, oder ihr doch sehr nahe liegen, und sich wohl zu derselben schicken. Die verschiedene Arten des Gesprächs, finden nebst ihrem veränderten Character, auch in Briefen statt; und sind diesen eben so nothwendig, als einer guten mündlichen Rede. Man schreibt daher bey verschiedenen Materien, nicht immer in einer Art des Ausdrucks fort; sondern man verändert dieselbe, und schreibt eben so vertraut, eben so scherzhaft, ehrerbietig, ernsthaft, freudig und mittleidig, als man redet, und dieses muß allemal mit einiger Veränderung der Schreibart geschehen, so wie sich gleichergestalt auch in diesen Fällen das Gespräch verändert. Der Brief, geht auch hierinne, von diesem, nur in so weit ab, daß er etwas feinerer Ausdrücke sich bedienet, die Verbindung derselben sorgsamer einrichtet; und die Gedanken ordentlich und in einer ungeschminkten Schönheit, vorzutragen sucht. Die Schreibart der Briefe überhaupt, darf auch nicht in leeren, und leichten Worten und Gedanken bestehen.

Die Sachen, welche man in einem Briefe vortragen will, müssen dieser Mühe werth seyn; sie müssen kurz und deutlich ausgedrückt, und ihnen dadurch alles leere, und weitläuftige, benommen werden.

Dieses deucht mich, ist der Hauptbegriff, von der Natur eines guten Briefs. Ich werde in dem folgenden, nun auch die wesentlichen Eigenschaften desselben, besonders untersuchen, eine iede derselben jungen Leuten näher und eigentlicher kennen lernen, und ihnen dadurch eine natürliche Anleitung, zu der geschickten Abfassung, eines guten Briefs, zu geben, mich nach meinen Kräften bemühen.

§. 2.

Die Schreibart guter Briefe, muß vornehmlich rein, und der Sprache, in welcher man schreibt, durchgängig eigen, und gemäs seyn.

Durch die Reinigkeit der Schreibart, verstehe ich, daß man keine fremden und ausländischen Wörter, ohne dringende Noth, mit in diejenige Sprache einmischt, in welcher man Briefe schreiben will. Man muß daher einer Sprache erst kundig, und in allen Arten des Ausdrucks, ihrer mächtig seyn, wenn man rein und gut, in derselben schreiben will. Man wird in einer jeden Sprache, so arm sie auch immer an Worten und Ausdrücken seyn möchte! dennoch

allemal

allemal so viele Worte und Ausdrücke finden, daß man seine Gedanken hinlänglich damit ausdrücken, oder wenigstens in Ermangelung derselben, durch kleine Umschreibungen, sie dem andern eben so deutlich zu verstehen geben kan. Dadurch wird die Reinigkeit einer Sprache erhalten. Die alten Römer haben vordem ihre Muttersprache eben dadurch zu derjenigen Reinigkeit und Schönheit gebracht, in welcher sie bey nahe alle übrige Sprachen, zu übertreffen scheint. Sie hielten ihre angebohrne Mundart viel zu hoch, als daß sie selbige durch Einmischung fremder Wörter, aus andern Sprachen, hätten verunstalten, und ihr gleichsam eine schimpfliche Armuth und Blöse, dadurch zuziehen sollen! Nein; die edle Sprache der Römer, war selbst reich genug; und der löbliche Eigensinn ihrer Lands-Leute, dultete dahero nicht, daß man dieselbe durch Unwissenheit, oder Faulheit, in öffentlichen Schriften, verunehren durfte. Die Geschichte melden uns von dem Tiberius, daß derselbe, als er im sitzenden Rathe, das griechische Wort: Monopolium, brauchen müssen, zuvor erst eine lange Vorrede gehalten, und sich die Erlaubnis ausgebeten hätte, dieses ausländischen Wortes, in seinem Vortrage, sich bedienen zu dörffen. Man kan die ausnehmende Liebe und Hochachtung dieses Kaysers, gegen seine fürtrefliche Muttersprache, auch noch daraus erkennen, daß derselbe sogar zu einer andern Zeit,

in einem Schlusse des Röm. Raths, das Wort: emblema blos deswegen auslöschen lies, weil es in einer andern Sprache gebraucht wurde. So sehr eiferten die grösten Römer, wider die Verunreinigung ihrer Muttersprache. Der kluge Franzmann hat in den neuern Zeiten, denen alten Römern, in dem Eifer, für die Reinigkeit und Schönheit seiner Landessprache, nichts nachgegeben. Er hat selbige vielmehr von Zeit zu Zeit, vollkommener zu machen gesucht, und dadurch ist sein Glanz, seine Macht, und auch sein Nutzen, bey nahe in allen Welttheilen, zugleich mit seiner Sprache, immer höher empor gestiegen. Nur allein der nachlässige Teutsche, scheinet seine nicht weniger fürtrefliche Mutter-Sprache, so unbillig zu verachten, daß er sie nicht nur allen andern fremden Sprachen, geringschätzig nachsetzt; sondern auch selbst, durch eine muthwillige Verunstaltung, selbige ihrer natürlichen Schönheit, und ihres Reichthums, unverschämt beraubet. Waren es nicht gebohrne Teutsche, welche bey der schändlichsten Unwissenheit ihrer eigenen Mundart, durch eine unnöthige Vermischung, mit andern Sprachen, dieselbe der grösten Armuth verdächtig, und die teutsche Sprache, denen Ausländern, dadurch zum Abscheu, und zum Gegenstande ihres Spottes gemacht haben? Waren es nicht selbst teutsche Schriftsteller, und vorgegebene Lehrmeister, dieser ihrer eigenen Muttersprache? Doch

ich

ich muß gegenwärtig nur auf die Schreibart der Briefe, meine Betrachtung richten, und, um nicht weitläuftiger zu werden, daraus erweisen, wie ungerecht und schimpflich, unsere so schöne und reiche teutsche Sprache, von ihren eigenen Landsleuten, bisher ist gemißhandelt worden. Haben wir wohl - - daß ich allein bey meinem Gegenstande bleibe! haben wir, sage ich, unter der grossen Menge von teutschen Briefen, wohl einen einzigen reinen teutschen Brief, seit langen Zeiten her, aufzuweisen gehabt? Sehen nicht die Beyspiele vieler unserer teutschen Brief-Steller einer bunten Narren-Kappe, weit ähnlicher, als einem reinen teutschen Briefe? Man hat die schändliche Unwissenheit seiner eigenen Landessprache, mit der dummen Einbildung vermengt, als ob unsere so reiche und überfliesige Sprache, noch zu arm an Worten und Ausdrücken sey, und also durch Einmischung fremder Wörter, aus verschiedenen Mundarten, erst vollkommener und galant müsse gebildet werden. Es hat unsern ersten und um die Reinigkeit ihrer Muttersprache, so schlecht verdienten Schrift-Stellern, eine einzige fremde Sprache so gar noch nicht hinlänglich geschienen, diesen fälschlich eingebildeten Mangel der Ihrigen, daraus zu ersetzen. - - Nein; sie haben derer etliche darzu nehmen müssen; und es hat ihnen ein teutscher Brief nicht eher gefallen, als bis dessen oft muthwillig zerrissenes Gewand, erst mit Lateinischen,

Französischen und Italiänischen Lappen gleichsam wieder ausgebessert wurde! Alsdann hieß er erst ein wohlstylisirter = = galanter Brief; ein Brief nach der Mode, und ein Muster des guten Geschmacks! Unvergleichlicher Geschmack, unserer teutschen Briefsteller = = du müssest von allen ihren Nachkommen auf ewig verbannet seyn! Man darf nur die alten, und selbst noch viele neuere Brief=Steller durchblättern; so wird man die Spuhren, dieser thörigten Galanterie, fast auf allen Zeilen, zu seiner bessern Ueberzeugung antreffen. Wir können es dahero denen rühmlichen Bemühungen verschiedener öffentlichen teutschen Gesellschaften, welche bis anhero die Reinigkeit und Verbesserung unserer Muttersprache, zu ihrer Absicht gehabt; und unter andern verdienten deutschen Schriftstellern, besonders der Feder, eines fürtreflichen Gellerts, und fleisigen Gottscheds = = diesen und andern grossen und verdienten Männern sage ich, können wir es daher nicht genug verdanken, daß sie unsere so verstellt gewesene Muttersprache, einmal wieder aus dem Verderben der vorigen Zeiten herausgerissen; denen Teutschverderbern, ihre Unwissenheit und thörigten Geschmack offenbar für Augen gestellt; und die Reinigkeit und natürliche Schönheit, unserer teutschen Helden Sprache, gleich andern, bey nahe auf den höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit, gebracht haben. Alle junge Leute, sollten dahero die glücklichen

lichen Bemühungen, so vieler berühmten Männer, nicht umsonst, und an sich, ferner fruchtlos seyn lassen. Sie solten vielmehr ihre, und andere reine teutsche Schriften, von Jugend auf lesen; und nicht eher wieder aus den Händen legen, bis sie durch diese unverbesserlichen Beyspiele, gleichfalls zu einer reinen Schreibart, in ihrer Muttersprache, gelanget wären. Gellert -- der fürtrefliche Gellert! ist bey nahe allein so glücklich gewesen, unsere fast überal verachtete teutsche Sprache, wieder empor zu bringen, und sowohl seinen eigenen Landsleuten dieselbe beliebt, als auch denen Ausländern, sie Verehrungswerth zu machen. Und sprachen sonst die stolzen Franzmänner, denen Teutschen, und ihrer Sprache, alle Fähigkeit des Witzes und des Scherzes, verächtlich ab; so werden sie seit denen Zeiten dieses witzigen Teutschen, und beliebten Schriftstellers, uns nunmehr darinnen bewundern, und wohl gar in Zukunft noch deswegen beneiden müssen. Sie finden in allen Schriften dieses gelehrten Mannes, und vieler andern Schriftsteller, genugsame Beyspiele, nm sich daraus überzeugen zu können, daß unsere teutsche Sprache, eben so rein, eben so geschmeidig, daß ich so rede! eben so zärtlich und eben so fähig zum Scherze sey, als ihre eigene, dieserwegen von uns bis anhero ganz thöricht angebetene Mundart! Solten nicht alle witzige Teutsche, denen Fußtapfen, dieser berühmten Vorgän-

ger zu folgen, und den vorzüglichen Geschmack, ihrer reinen und beliebten Schreibart, allgemeiner zu machen, sich mit grossern Eifer angelegen seyn lassen! Die Briefe dieses so oft erwähnten Schriftstellers, sind in ihrer Art, als freundschaftliche und scherzhafte Briefe, die besten Muster, einer natürlichen, reinen, lebhaften, freyen und witzigen Schreibart; und die Nachahmung derselben, ist bey weiten nicht so schwer, als die Nachahmung der unnatürlichen und künstlichen Briefsteller jungen Leuten, bis anhero gewesen ist. Man lese sie nur öfters, und gewöhne sich allein daran; so wird man den Nutzen derselben bey seinem Brief schreiben, und die merkliche Verbesserung seiner eigenen Schreibart, auf das deutlichste gewahr werden.

§. 3.

Nach der Reinigkeit der Sprache, folgt die nothwendigste wesentliche Eigenschaft eines guten Briefs, welche fast allen übrigen vorgeht; sie ist das Natürliche der Schreibart.

Die Benennung dieser Eigenschaft, giebt schon zu erkennen, daß selbige einem ieden mehr angebohren seyn müsse, als daß man sie blos durch die Kunst erlangen könne. Es gehört nothwendig ein von Natur ofner und fähiger Kopf dazu; und die Kunst, wird eben so wenig, als

alle Regeln der Klugheit, dabey ausrichten können. Ich will dieses durch folgende Gedanken glaubwürdiger zu machen suchen. Wer nur einige Känntnis in der Poesie besitzt, und die Schriften der Dichter gelesen hat, der wird leicht einsehen und sagen können, welcher von denenselben natürlich, und welcher gezwungen geschrieben hat. Jene werden ihm allezeit gefallen und von diesen wird er kaltsinnig das Urtheil fällen: die Gedichte sind nicht natürlich! Das Natürliche muß also nothwendig einem Gedichte das Leben geben, wann es schön seyn, und gefallen soll. Allein, warum schreiben nicht alle Poeten gleich natürlich, da sie doch alle gern schön schreiben, und ihren Lesern gefallen wollen? Man wird hierbey keinen andern Grund angeben können, als daß sie nicht alle gleiche Natur-Gaben besitzen müssen, welche doch zu einer natürlichen Schreibart, erfordert werden, und deswegen ein Poet, auch erst zum Poeten gebohren seyn muß, wann ihm seine Bemühungen, den gewünschten Lohn eines rühmlichen Beyfalls, erwerben sollen. Was ich hier von der poetischen Schreibart gesagt habe, das gilt grösten Theils auch von der Schreibart der Briefe. Es muß einer ein angebohrnes fähiges Naturell besitzen, wann er einen Brief natürlich soll entwerffen lernen. Die Gedanken müssen ihm dabey nicht schwer ankommen; sie müssen leicht und deutlich seyn, und die Sachen,

welche

welche er dadurch kenntlich machen will, gleichsam lebendig darstellen. Die Gedanken zu einer natürlichen Schreibart, müssen in guter Ordnung, aus einander herfliesen, und den Verstand ihres Innhalts völlig ausdrücken. Man muß sich auf diese Weise, die Denkungsart eines ieden Lesers, gleichsam eigen machen, als ob dieser eben so würde gedacht, und geschrieben haben, wenn er sich die Sache so vorgestellt hätte. Der Leser muß also seine eigenen Gedanken, in der Schreibart des andern, gleichsam antreffen; und alsdann wird er sagen: der Brief ist natürlich geschrieben! Nach der Art zu denken, wenn man nehmlich ordentlich zu denken gelernet hat; muß auch die Schreibart der Briefe, eingerichtet werden. Ein ieder also, der klar und deutlich denken kan, wird sich auch leicht natürlich, nach dieser Art zu denken, ausdrücken können, wenn er anders der Sprache, in welcher er schreibt, genug mächtig ist. Man muß daher seinen Gedanken, durch künstliche und ausgesuchte Worte, ihre Natur nicht benehmen. Die Ausdrückungen derselben, müssen eben so leicht in die Feder fallen, und leicht aus einander herfliesen, als die Gedanken selbst. Man muß weder dem Ausdrucke, noch der Verbindung der Worte, das Gesuchte, das Aengstliche und das Mühsame ansehen können, wann die Schreibart natürlich seyn soll. Die Ausdrücke müssen die Gedanken leicht und deutlich abbilden,

abbilden, und der Sprache sowohl, als den Sachen gemäß seyn, welche sie vorstellen sollen. Die Kunst darf eigentlich weiter nichts dabey thun, als daß sie der Schreibart nur das Gemeine, im Ausdrucke, benimmt, und dadurch verhütet, daß dieselbe nicht allzunatürlich, und eckelhaft wird. Beydes kan eine Schreibart leicht werden, wann ihre Ausdrücke zu gemein, zu leicht, und zu leer sind. Auf berührte Art also denkt und schreibt man natürlich, und so muß auch die Schreibart guter Briefe seyn. Man wird mir vielleicht hier einwerfen wollen, daß auf diese Weise wohl wenig junge Leute natürliche Briefe dürften schreiben lernen, weil dieses den allerwenigsten angebohren wäre! Allein diese Einbildung verräth ein allzugroses Mistrauen, und die schlechte Erkänntnis, welche man noch von sich selbst und von seinen eigenen Fähigkeiten besitzet. Man glaubt oft aus einem blinden Vorurtheile, daß man zu demjenigen, was uns anfangs etwas schwer ankömmt, und nicht gleich unsern, und anderer Beyfall erhält, daß man sage ich, zu demselben gar nicht geschickt sey, da doch öfters die Natur, uns die Fähigkeit würklich darzu gegeben hat. Gerade, als wenn einer, dem die Natur zu einem Poeten hat lassen gebohren werden, ohne zuvor erst reimen zu lernen, sogleich stark und männlich dichten müsse! Die Natur thut niemals einen Sprung. Man untersuche nur erst seine natürli-

natürlichen Fähigkeiten; man suche sie nach und nach besser kennen zu lernen, und durch die Kunst auszubilden; man fahre fort ohne sich die Mühe desselben abschrecken zu lassen, ähnliche, obgleich bessere Beyspiele nachzuahmen; man setze den Fleiß, und die Bemühungen in dieser Art, ungesäumt fort; man sehe, wie weit man noch von seinen Mustern entfernt ist; man lasse seine Arbeit andere beurtheilen, und sich von ihnen die Vortheile zeigen, wie man am nächsten zu seinem Zwecke gelangen könne; so wird man endlich mit eigener Ueberzeugung, einsehen lernen, daß man oft glücklicher von Natur, zu einer Sache geschickt ist, als man sich anfangs selbst davon eingebildet hat; und daß der Fähigkeit, welche die Natur einen zu dem und ienen würklich verliehen, nichts als die Ausbildung gefehlt hat, welche ein anfänglich mühsamer Versuch, ein fortgesetzter Fleiß, und eine reife Beurtheilung endlich mit der Zeit, glücklich bewerkstelligen können. Auf eben diese Weise, muß das Natürliche der Schreibart guter Briefe, erforscht, unterstützt, und gebildet werden. Man lese des Herrn Prof. Gellerts und andere gute teutsche Schriften, und besonders diejenigen Stellen, von welchen die Kenner derselben sagen, daß sie natürlich wären. Man lese sie oft, und untersuche, ob man selbst einen Geschmack daran findet, und das Natürliche, welches darinnen vorzüglich herscht, fühlen kan.

Man bemerke sich die Art ihrer Gedanken sowohl, als ihres Ausdrucks. Man fange an, sie in gleichen Fällen nachzuahmen; man thue dieses öfters, und lasse seine Versuche, von andern beurtheilen, und sich sagen, wo man gefehlt, und in welchem Stücke man die Nachahmung getroffen hat. Man suche die Fehler in derselben recht kennen, und ins künftige sorgfältig vermeiden zu lernen. So wird man endlich auch von dem Natürlichen der Schreibart, Meister werden, als welches die nöthigste, und zugleich die unentbehrlichste Eigenschaft, guter Briefe ist.

§. 4.

Soll die Schreibart eines guten Briefs natürlich seyn; so muß sie auch frey, d. i. ohne regelmässigen Zwang, und blos nach der Ordnung der Gedanken, eingerichtet werden.

Wenn man die gewöhnlichen Methoden der Briefsteller genauer betrachtet, nach welchen junge Leute bis anhero einen teutschen Brief, geschickt haben sollen entwerfen lernen; so wird man sich in Wahrheit, gar nicht verwundern dürfen, wann es vielen derselben, ja wohl denen meisten bisher so sauer angekommen ist, in diesem so nöthigen Stücke, sich nur einiger masen zu verbessern. Es ist ohnmöglich, nach diesen künstlichen Vorschriften, und gezwungenen Behältnissen

hältnissen, einen guten Brif abfassen zu lernen; und eben dieses hat die meisten jungen Leute abgeschreckt, in einer Sache sich so viele Mühe zu geben, von welcher sie doch am Ende, nicht den geringsten Nutzen gesehen haben. Mir würde der Angstschweis vielleicht eben so bald für die Stirne treten, wann ich nach denen Regeln und Beyspielen dieser wohlstylisirten Lehrmeister, einen Brief entwerfen solte; als wenn ein angehender Candidat unter vielem gelehrten Schweisse, seine erste Geburt, in einer Probe-Predigt, zur Welt bringt. Briefe, sind ja, nach aller Geständnisse, nichts anders, als eine Art des Gesprächs; warum macht man nun so viele Schwierigkeiten dabey, da uns doch die Gespräche selbst, so gut vom Munde gehen! Man ahme die Natur eines guten Gesprächs nach; aber man künstele nicht dabey, wenn die Nachahmung nicht unnatürlich werden soll. Wer hat wohl iemals seine mündliche Rede, so auf die Folter gespannt, als die wohlstylisirten Brief-Steller, bey denen Sceletten der Briefe gethan haben? Wen hat man wohl noch in einer umgekehrten Chrie sprechen hören? oder welcher vernünftige Mensch, hat sein Gespräch, nach einem Vorsatze, Hauptsatze und Schlußsatze, genau abzumessen gesucht? Wer hat wohl dabey an den Beweiß, und zierliche Erweiterung des Hauptsatzes, gedacht, wie Herr Juncker, doch zu der Einrichtung eines Briefs,

regelmä-

regelmässig erfordert? Und gleichwohl haben junge Leute, nach diesem Nothzwange, gute Briefe sollen abfassen lernen; und gleichwohl haben es galannte, und wohlstylisirte Briefe seyn sollen! Briefe nach der Natur des Gesprächs eingerichtet = = freye Nachahmungen einer mündlichen Rede! Wer hat wohl iemals Regeln, zu Erlernung einer Wissenschaft, gegeben, und doch gleichwohl bey der würklichen Anwendung derselben, so offenbar darwider gehandelt, als viele Briefsteller gethan, und durch ihre gegebenen Muster, es deutlich genug bewiesen haben? Briefe haben ihrem Vorgeben nach, Nachahmungen des Gesprächs seyn sollen; und ihre eigenen Beyspiele, sind von diesem Begriffe, so weit unterschieden, als Himmel und Erde! Man hätte jungen Leuten, lieber gar keine, als solche unnatürliche Regeln, und höchstverwerfliche Muster, vorlegen sollen; vielleicht würden sie schon selbst, nach ihrer natürlichen Art zu denken, weit bessere Briefe geschrieben haben, als ihre künstelnden und übelstylisirenden Lehrmeister. Ein ieder beobachtet ja eine gewisse natürliche Ordnung zu denken, und sich verständlich darnach auszudrücken, wann er mit andern spricht, warum solte er nach dieser Ordnung, nicht eben auch haben schreiben können! Ich setze zum voraus, daß ein junger Mensch, als ein angehender Gelehrter, in seinem Verstande so aufgeräumt haben muß, daß

er ordentlich und deutlich denken kan. Diese natürliche Ordnung der Gedanken nun, welche nach Vorstellung der Sache, schon selbst auf einander folgen, und den Verstand derselben in sich fassen, und welche man auf diese Art sehr leicht würde mündlich haben ausdrücken können. , , Diese natürliche Ordnung der Gedanken, ist das Freye, das Ungezwungene, und eben die wesentliche Eigenschaft guter Briefe. Ich habe mich oft wundern müssen, wann ich junge Leute, bisweilen eine Sache ganz geschickt und ordentlich habe erzählen und vortragen hören, da doch eben diese jungen Leute zu einer andern Zeit, nicht im Stande gewesen sind, einen Brief, nur von wenigen Zeilen, geschickt aufzusetzen. Wem hat man hierbey wohl die eigentliche Schuld beyzumessen? Würden diese jungen Leute, nicht eben so gut schreiben können, als sie sprechen; wann sie sich nicht für der Sclavischen Einrichtung eines Briefs fürchteten, womit ihre wohlstylisirten Briefsteller, sie einmal verwirrt, und ihnen dadurch eben den schriftlichen Vortrag so schwer gemacht haben! Ein freyer, und nach der Ordnung der Gedanken, eingerichteter Brief würde, glaub ich, öfters weit natürlicher, und besser herauskommen, als ein gekünstelter, in Gestalt einer Schlußrede, oder umgekehrten Chrie, wann auch die Schreibart desselben, nicht etwas sorgfältiger eingerichtet wäre, als man im Gespräch selbst, sich ausdrücket.

drücket. Man gewöhne sich daher nur erst ordentlich, deutlich und frey, denken zu lernen; und drücke sich nach dieser Art zu denken, sowohl in seinem mündlichen Vortrage, als auch in Briefen, natürlich und lebhaft aus; so wird der Brief allezeit frey, und ungezwungen ausfallen müssen. Man braucht ferner bey Abfassung eines Briefs, nicht erst auf einen weitläuftigen, und zierlichen Eingang derjenigen Sache, zu denken, welche man in dem Briefe vortragen will. Nein; man fange sogleich mit seinen Gedanken, von der Sache selbst an; man folge seinen Vorstellungen, in einer guten Ordnung, bis ans Ende, und schlüsse sodann den Brief kurz, und mit einer Ehrerbietung, welche man der Persohn, an die man schreibt, besonders schuldig zu seyn glaubt. Ein aufgeweckter Kopf, kan zwar wohl bisweilen auch einen guten Einfall, statt eines Einganges, bey einem Briefe geschickt anbringen, um den Leser dadurch aufmerksamer auf die Sache selbst, wie auch den Vortrag derselben zugleich dadurch lebhafter zu machen; allein ein solcher guter Einfall, muß kurz seyn, genau auf die Sache zielen, welche man in dem Briefe vortragen will, und endlich auch nach der Persohn, an die man schreibt, und ihrem Naturelle, sich besonders richten. Diese Art, sich in Briefen nach der Ordnung seiner Gedanken auszudrücken, bestimmt denselben überhaupt auch das Uebereins

stimmende und Eckelhafte, weil die verschiedene Denkungsart, auch die Schreibart der Briefe, verschieden und eben dadurch angenehm machen muß, da gegentheils die wohlstylisirten Briefe, derer Kunstreichen Herren Briefsteller, gemeiniglich alle über einem Laisten geschlagen sind. Man lese daher ihre umgekehrten Chrien, und die geformte Einrichtung anderer solcher gezwungenen Beyspiele, und halte die Briefe des Herrn Prof. Gellerts dargegen; so wird man sich von dem Freyen, in der Schreibart der Briefe, am besten überzeugen, und die seinigen darnach einrichten können.

§. 5.

Da ein Brief dem andern nicht nur meine Gedanken zu erkennen geben, sondern ihm auch in der Art des Vortrags, und an sich, gefallen soll; so muß die Schreibart desselben auch **lebhaft** seyn.

Das Lebhafte in der Schreibart, scheinet viel von dem Naturelle eines ieden abzuhängen. Ein murrischer Kopf, wird daher nicht leicht aufgeweckt und lebhaft schreiben, weil sein Naturell nicht dazu aufgelegt ist; dahingegen an einem andern, alles gleichsam zu leben scheint, und ein solcher aufgeweckter Kopf, seine Lebhaftigkeit noch immer einschränken muß, wann selbige andern nicht flatterhaft, und ausschweifend vorkommen soll. Ein junger Mensch muß

also

also auch hierinne sein Naturell erst recht kennen lernen, damit er seine Schreibart entweder darnach mässigen und einschränken, oder im andern Fall, dieselbe lebhafter einzurichten, suchen kan. Damit ich von dem lebhaften in der Schreibart, einen recht deutlichen Begrif bilden möge; so will ich zuvor das Gegentheil desselben abschildern, welches man das Trockene nennt. Trocken, ist diejenige Schreibart, welche eine Sache so vorstellt, wie sie an sich selbst ist, ohne auf eine etwas sorgfältigere Einkleidung derselben zu sehen; oder auch einige Zusätze und Umstände mit einzumischen, welche, ob sie gleich nicht wesentlich zur Sache gehören, dieselbe dennoch durch ihren Einfluß, umständlicher und angenehmer machen können. Eine trockene Schreibart, stellt also blos das Wesentliche einer Sache vor, und sieht dabey weder auf das Angenehme im Vortrage, noch auf andere kleine Umstände, unter welchen die Sache zugleich vorgefallen ist, und welche dieselbe gleichsam erst beleben würden. Die trockene Schreibart ist, daß ich so rede! gerade weg, und zwar deutlich, aber nicht angenehm. Sie kan vieleicht noch in andern Schriften erträglich seyn, in Briefen aber ist sie gänzlich zu verwerffen. Ein guter Brief, erfordert billig ausser der Deutlichkeit derjenigen Sachen, welche er vorträgt, auch noch das Angenehme sowohl im Vortrage, als in der Schreibart, weil er dem andern ge-

fallen soll; dieses Angenehme entsteht aber durch das Lebhafte desselben, folglich muß die Schreibart eines Briefs lebhaft seyn, wann sie angenehm seyn soll. Lebhaft wird also die Schreibart eines Briefs, wann ich die Sache, von welcher ich schreibe, nicht blos in ihrem wesentlichen Zusammenhange, so hinsetze, wie sie an sich selbst ist, sondern wann ich ihr hier und da, noch eine bessere Einkleidung zu geben suche, welche dem Wesentlichen derselben nichts benimmt, und durch die kleinen Nebenumstände, und andere flüchtige Einstreuungen, den Vortrag nur noch deutlicher, lebhaft und angenehm macht. Wer auf diese Art lebhaft schreiben will, der muß auch eben so denken können; und lebhaft zu denken, muß er eine feurige Einbildungskraft, und ein zärtliches Gefühl besitzen, welches bey einer Sache, durch viele kleine Nebenumstände leicht gerührt wird, und bey Vorstellung der Hauptsache, zugleich auch diese kleinen Umstände sich wieder vorstellet, und in den Vortrag selbige geschickt mit einzuflechten weiß. Man muß also bey dem Innhalte eines Briefs, von der Hauptsache bisweilen auf einen Nebenumstand, der iene besser erleutert, unvermerkt fallen, hier und da, gleichsam nur im Vorbeygehen, etwas flüchtig berühren; kleine Freyheiten begeben, und sodann, ohne sich lange dabey aufzuhalten, und die Ordnung der Gedanken dadurch zu sehr zu unterbrechen, wieder in dem Innhalte fort-

fortfahren. Die Gedanken und Ausdrücke darf man auch nicht zu sehr aus einander dehnen, daß sie dadurch matt, oder gar leer werden; sondern sie müssen so, wie die Schreibart, kurz, deutlich, munter und leicht seyn. Man kan ferner bey der Hauptsache, bisweilen auch kleine Gemählde und Betrachtungen, die aber witzig seyn, oder eine gute Belesenheit zu erkennen geben müssen, mit anbringen. Dieses muß aber nicht allzu öfters, am rechten Orte, und mit einer solchen Art geschehen, welche sowohl der Sache selbst gemäß ist; als auch für die Persohn sich schickt, an welche der Brief gerichtet ist. Ich empfehle einem ieden hierbey des Herrn Prof. Gellerts sämtliche Schriften, in welchen ihm das Lebhafte vorzüglich rühren, und zum besten Muster, einer sichern Nachahmung in Briefen, wird dienen können.

§. 6.

Eine wesentliche Eigenschaft guter Briefe ist auch die Deutlichkeit derselben, sowohl im Vortrage, als in der Schreibart.

Da ich will, daß der andere meinen Brief verstehen soll, weil er sonst keinen Nutzen davon haben würde; dieses aber durch die Deutlichkeit meines Vortrags geschehen muß; so folgt nothwendig, daß man in Briefen eine genaue Deutlichkeit beobachten müsse. Man ist nicht gewohnt, bey Lesung eines Briefs, sich in eine

so nachdenkende Verfassung des Gemüths zu setzen, als man etwa bey Vornehmung einer philosophischen oder andern wichtigen Schrift, zu thun pflegt; und es würden vieleicht viele Briefe, ungelesen wieder weggeworffen werden, wann sie nicht vornehmlich die Deutlichkeit, zu ihrer Haupteigenschaft hätten. So unerträglich es uns ist, Leute mit welchen wir sprechen, dunkel und unverständlich reden zu hören; eben so unerträglich ist auch ein Brief, dessen Innhalt man erst mühsam errathen muß. Briefe müssen gleich mündlichen Gesprächen, deutlich, und leicht verständlich seyn. Man muß auch schon bey flüchtiger Ueberlesung eines Briefs, sowohl die Gedanken des Verfassers, leicht einsehen, als auch den Vortrag und die Worte desselben, sogleich verstehen können. Beydes erfordert eine völlige Deutlichkeit, und leichte Schreibart, ohne welche man bey Lesung eines Briefs, eben so ungewiß bleiben wird, als verdrüßlich man bey dem Unverstande seiner Worte ist. Wer deutliche Briefe schreiben will, der muß richtig, klar und deutlich denken können, weil, wie ich schon oben gezeigt habe, die Einrichtung des Briefs, blos von der natürlichen Ordnung der Gedanken abhänget. Ich will dieses also, als etwas vorausgesetztes, hier übergehen, und nur von der Deutlichkeit der Schreibart eines Briefs, das nöthigste noch erinnern. Eine Schreibart überhaupt, und in

ihrem

ihrem Zusammenhange betrachtet, wird dadurch deutlich; wann die Perioden in derselben weder zu lang, noch zu verworren sind; wann die Einschaltungen und Zwischensätze, dieselben nicht zu weit von einander reissen; wann die Nachsätze ordentlich folgen; und die Verbindungen der Perioden sowohl als der Worte, genau beobachtet werden. Besonders wird die Schreibart der Briefe auch dadurch deutlich; wann die Redensarten gebräuchlich, und der Sache, welche sie vorstellen sollen, völlig gemäß; wann die Ausdrücke gewöhnlich und leicht, nicht aber zu gemein, und endlich die Worte verständlich sind. Da überhaupt ein ieder Verfasser guter Briefe, wie ich schon oben weitläuftiger gezeigt habe, der Sprache, in welcher er schreiben will, kundig, und in allen mächtig seyn; da er ferner die Schreibart der Briefe, weder zu hoch treiben, noch auch zu niedrig und Gesprächmässig einrichten muß; so wird ein solcher, bey genauer Beobachtung dieser Stücke, in Abfassung eines Briefs, nicht leicht undeutlich, und unverständlich werden können. Wer gegentheils von Natur die Gabe der Dunkelheit, und der Verwirrung besitzt; wer weder die Sprache, noch das Genie derselben begriffen hat; und wer endlich gar dumm oder einfältig ist - - ein solcher Mensch, wird in seinem Leben weder deutliche, noch gute Briefe, schreiben lernen.

§. 7.

Die letzte Haupteigenschaft eines guten Briefs, ist endlich diese: daß die Schreibart desselben so viel möglich! kurz, und in keine lange Perioden ausgedehnt ist.

Ehe ich von dieser Eigenschaft der Briefe, meine Gedanken eröfne; so muß ich zuvor einen Einwurf davon abzulehnen suchen, welchen einige wider die kurze Schreibart, in der teutschen Sprache, überhaupt machen wollen. Sie sagen: die teutsche Sprache, weil sie zu Wortreich und zu weitläuftig in Ausdrücken wäre; erfordere ihrer Natur nach, eine lange und in völlige Perioden ausgedehnte Schreibart; und man könte, ohne dem Genie dieser Sprache, entgegen zu handeln, und ohne unnatürlich und gezwungen Teutsch zu schreiben, niemahls so kurz darinne sich ausdrücken, als in der französischen oder andern Sprachen es wohl angienge. Ich will daher das Urtheil, eines gewissen grossen Mannes, zu der Bestätigung dieses Einwurfs, hierbey noch anführen, welches derselbe bey Gelegenheit dieser Materie, von des Hrn. Prof. Gellerts Schriften, und von der Schreibart der teutschen Sprache, von sich vernehmen lies:

„ Die teutsche Sprache - - waren seine
„ eigenen Worte! erfordert allezeit eine erha-
„ bene, eine ernsthafte, und eine weitläuftige
„ Schreib-

„ Schreibart; weil sie von Natur erhaben,
„ männlich, und an Ausdrücken, Redensarten
„ und Worten, ungleich reicher, und weitläuftiger ist, als alle andere Sprachen. Ich
„ kan es, fuhr er darauf fort, dem Herrn Gellert, daher nicht vergeben, daß er bey denen
„ Schriften in seiner Muttersprache, von der
„ Natur ihrer Schreibart, so weit abgegangen ist, und selbige dem Genie der Französischen, fast gänzlich aufgeopfert, oder sie doch
„ durch seine kurze Schreibart, gegen die ältern Schriften, unserer gelehrten Teutschen,
„ bey nahe ganz verstellt hat. Man wird ‥
„ drückte sich dieser grosse Mann endlich aus!
„ man wird in allen seinen Schriften, und besonders in denen Briefen, nicht leicht einen
„ ächten teutschen Perioden antreffen; alles ist
„ leicht, flüchtig und kurz, und des Hrn. Gellerts Briefe, scheinen eher französisch geschrieben und teutsch übersetzt, als teutsche
„ Originalschriften zu seyn.

Dieses waren ohngefehr die Gedanken dieses grossen Mannes, und eingebildeten Kenners der teutschen Sprache! Ich hätte ihm, zur Ehre dieser unserer Muttersprache sowohl, als auch zur Ehre des Herrn Prof. Gellerts, gerne dariune widersprechen mögen, wann es mir, in Ansehung der Ehrfurcht, welche ich ihm, als einem angesehenen und grossen Manne, schuldig war, nicht die Klugheit, in Betrachtung meiner

ner Umstände, damals verboten hätte. Die Urtheile älterer und erfahrener, ich will nicht sagen, gelehrter seyn wollender Männer, sollen überhaupt jungen Leuten, zu einem nützlichen Unterrichte dienen, und die Klugheit erfordert bey gewissen Umständen auch öfters, daß diese letzteren sie mit einem ehrerbietigen Stillschweigen, zu verehren, und für weise anzunehmen, sich stellen müssen, wann ihnen gleich ihre eigene Einsicht, ganz andere Begriffe, von eben der Sache machen solte. Ich befand mich bey dieser Unterredung, in gleichen Umständen; und hätte bey einem einzigen Widerspruche die ganze Ungnade dieses grossen Kunstrichters, und wer weiß noch was für schöne Tittel befürchten müssen. Ich nahm also, wiewohl sehr gezwungen, eine lerngierige und Ehrfurchtsvolle Miene an, und schien äusserlich, durch mein genau beobachtetes Stilleschweigen, die Weißheit und tiefe Einsicht, dieses grossen Mannes, eben so sehr zu bewundern, als ich seine Vorurtheile, und kunstrichterisches Urtheil, bey mir verwerffen, und sie an einem so grossen Manne, billig tadeln muste. Allein, da ich mich nunmehr unterstanden habe, jungen Leuten, eine natürliche Anleitung zu teutschen Briefen, und zugleich auch einen Begriff, von der hierzu nöthigen Schreibart, zu geben; so würde ich meiner Absicht, vorsetzlich zuwider handeln müssen, wann ich auch hier, gegen gewisse Vorurtheile

anderer,

anderer, mich verstellen, und dadurch weniger aufrichtig seyn wolte. Nein; ich werde meine Gedanken frey, und ohnverstellt entwerffen, und dieser grosse Mann, wird es mir nicht übel nehmen, wann er in seinem damahligen stillen Bewunderer, nunmehr einen öffentlichen Widersprecher, seiner weissen Beurtheilung, von der teutschen Sprache, hier erkennen möchte! Er beruhige sich damit, daß meine Gedanken, vieleicht ein gleiches Schicksahl haben können; da ich sie der Einsicht und Beurtheilung anderer Kenner ebenfalls unterwerffen, und noch ungewiß erwarten muß, ob diese Herren Kunstrichter, nicht eben das, wieder an mir auszusetzen finden, was ich vieleicht an andern zu tadeln, mich berechtiget zu seyn, geglaubet habe. Ich gebe es gerne zu, daß die teutsche Sprache, an sich, und für andern, sehr erhaben, Wortreich, und weitläuftig sey, obgleich die Unwissenheit verschiedener Schriftsteller, durch Einmischung so vieler fremden Wörter, dieselbe einer eben so grossen Armuth beschuldiget; als andere Witzlinge, durch Erdenkung neuer und lächerlicher Wörter, sie nur noch weitläuftiger zu machen, gesucht haben. Ich läugne ferner nicht, daß die teutsche Sprache in dem künstlichen Zusammenhange einer langen und erhabenen Rede, längere Perioden, und weitläuftigere Zierathen, nöthig habe, als vieleicht andere Sprachen; aber dies wird man derselben zu ihrer Unehre, wohl

nicht

nicht anmuthen können, daß sie ihrer Hoheit, ihres Ernstes und ihrer Weitläuftigkeit wegen, ganz unbiegsam, steif, und so weitläuftig seyn solte, daß sie zu andern leichtern Schriften, wo sie diese Hoheit, diese Ernsthaftigkeit und diese Zierathen, nicht wie bey der Rede, sehen lassen darf, deswegen gar nicht brauchbar sey, und man sich darinne, auf eine leichte und kurze Art, gar nicht ausdrücken könne! Wäre dieses; so müste unsere teutsche Sprache, zu dem Ausdrucke des Sinnreichen, des Witzes, und des Scherzes, eben so unfähig und ungeschickt seyn, als zu der Schreibart guter Briefe; da es sich in langen, ernsthaften, und steiffen Perioden, eben so wenig gut würde scherzen und witzig seyn lassen, als man in einer solchen Schreibart, gute Briefe, würde abfassen können. Ich erinnere mich zwar hierbey, daß vor Zeiten, die witzigen Franzmänner, unsere teutsche Sprache, für ein solches Unthier müssen angesehen haben, weil sie in dem Vorurtheile gestanden sind, daß dieselbe zu der witzigen und scherzhaften Schreibart, ganz allein unbiegsam, und unbrauchbar wäre! Vieleicht mögen diese Herren, in denen dunkeln und öfters verwirrten Schriften, unserer ältern teutschen Schriftsteller, nicht viel verständliches, nochweniger aber scherzhaftes, und witziges angetroffen haben! Allein mich deucht, daß diese eingebildeten Franzosen, dieses Vorurtheil, von unserer

unserer teutschen Sprache, gänzlich wieder verlohren haben, da dieselbe in unsern Zeiten, bey nahe zu ihrer grösten Vollkommenheit gelangt ist, und nicht nur die auserlesensten ernsthaften Schriften, von ihrer Hoheit, Reinigkeit und Zierde, sondern auch die besten Proben, in scherzhaften und witzigen Schriften, aufzuweisen hat. Selbst Ausländer, und sogar die grösten Verächter unserer teutschen Sprache, ich meine die Franzosen, fangen in unsern Zeiten erst an, eine Sprache, mit vieler Mühe, zu erlernen, welche sie doch ehedem für rauh und barbarisch angesehen, und aus diesem Vorurtheile, für allen andern Sprachen, verachtet haben. Sie erlernen, sage ich, die teutsche Sprache; deswegen mit vieler Mühe, um die Schriften, welche sie darinne vorzüglich bewundern hören, theils in ihren Originalien, mit Nutzen lesen, theils auch in ihre Sprache, übersetzen zu können. Und ich glaube ganz sicher, daß diese vormals sich allein witzig dünkenden Franzmänner, den aufgeklärten Witz, der Teutschen, anitzo mit neidischen Augen ansehen, und auch sogar bey diesem Neide, öffentlich gestehen müssen, daß die Teutschen, sowohl in dem Sinnreichen, Witzigen und Scherzhaften; als auch in der Reinigkeit, Anmuth und Schönheit ihrer Sprache, und deren verschiedener Schreibarten, sie, wo nicht gar übertreffen, doch wenigstens ihnen darinne nichts mehr nachgeben.

geben. Ich will zwar bey dieser Gelegenheit, weder ein Lobredner der teutschen Sprache, noch auch ihrer Schriftsteller, abgeben; allein dieses muß ich aufrichtig gestehen, daß die Schriften des Herrn Prof. Gellerts, der teutschen Sprache, auch bey vielen Ausländern, ein besonderes und beliebteres Ansehen erworben haben. Sie sind bereits in viele fremde Sprachen übersetzt worden; man liest und bewundert sie, und erkennt zugleich sattsam daraus, daß es auch unter denen Teutschen, nicht an witzigen Köpfen fehle, welche ihrem Vaterlande, und ihrer Muttersprache, Ehre machen können. Doch ich verliehre mich zu weit von meiner Absicht! Ich wolte nur anführen, daß die ungegründete Vorurtheile, von der teutschen Sprache, und die wenige Mühe, welche man sich in denen ältern Zeiten, um sie gegeben hat: auch Schuld an dem Mangel guter teutscher Briefe, gewesen sind. Man hat immer weitläuftig, dunkel, und unverständig geschrieben, und auch in denen Briefen, keine andere Schreibart angenommen, oder vielmehr nicht anzunehmen gewußt. Man sehe sogar noch die Beyspiele unserer neuern Briefsteller an, um sich von dem gewöhnlichen Fehler der Weitläuftigkeit unserer Sprache, darinnen zu überzeugen. Rühret aber dieser Fehler, wohl mehr von der Sprache selbst, als von denjenigen Schriftstellern her, welche ihrer eigenen Mundart weder genug

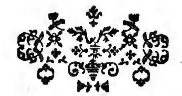
mächtig

mächtig gewesen, noch selbige nach ihrem veränderten Innhalte, auch in der Schreibart, zu verändern, und sie dadurch recht zu brauchen gewußt haben? Man hat immer die Schreibart einer periodischen ausgedehnten Rede, auch zu der Schreibart der Briefe gemacht; da doch diese ganz von einem andern Wesen sind, weit leichtere Gedanken haben, und folglich auch eine leichtere und kürzere Art des Ausdrucks, erfordert hätten. Die teutsche Sprache ist, gleich andern, zu verschiedenen Characteren der Schreibart, allemal geschickt und biegsam gewesen; allein man hat es immer noch nicht recht anzugreiffen gewust, bey gewissen veränderten Fällen, ihr auch eine veränderte Gestalt, in dem Ausdrucke, zu geben. Wir haben eben deswegen so wenig gute teutsche Briefe, da doch die Ausländer, in ihren Sprachen, deren genug aufweisen können. Es war freylich in andern Sprachen leichter, gute Briefe schreiben zu lernen, als in der teutschen, da iene ihrer Natur nach, weit leichter und kürzer waren, und also viel eher zu der ähnlichen Schreibart der Briefe konnten gebraucht werden, als die teutsche Sprache, in welcher man sich erst besondere Mühe geben muste, ehe man derselben so mächtig wurde, daß man in veränderter Schreibart, sich natürlich darinne konnte ausdrücken lernen. Und dieses wurde unsern jungen Teutschen, in Ansehung der Briefe, um so viel schwerer, da sie

C weder

weder gute Beyspiele, noch gute Regeln, in ihrer Muttersprache, dazu konten zum Grunde legen, und die guten Briefe, in fremden Sprachen, theils gar nicht kennten, theils aber auch nicht verstunden. Ich muß daher dem so oft rühmlich erwehnten Herrn Professor Gellert, auch hier abermals das verdiente Lob beylegen, daß er seinen Landsleuten die erste und beste Bahn gebrochen, und ihnen zugleich gezeigt hat, wie sie künftig in ihrer Muttersprache, natürliche und gute Briefe, nach seinem Beyspiele, geschickt sollen abfassen lernen. Da die Briefe dieses Verdienstvollen und witzigen Mannes, fast die einigen und besten Beyspiele, guter teutscher Briefe sind, welche wir zur Ehre unserer Muttersprache, noch bisher, und erst seit kurzem, aufzuweisen gehabt haben; so sollten billig alle junge Leute, dieselben öfters lesen, damit ihnen die Art, in Briefen kurz und leicht zu denken, und auch in der Schreibart derselben, sich eben so auszudrücken, dadurch bekannter würde. Man muß sich aber besonders in acht nehmen, daß man bey der Kürze der Schreibart, weder gezwungen, noch undeutlich wird, und dadurch unverständlich und räthselhaft, zu schreiben, sich angewöhnet. Man suche daher nicht alle lange Perioden, als einen Uebelstand in Briefen, zu vermeiden, weil man sonst dem Verstand, welcher öfters einen Gedanken länger ausgedrückt wissen will, als den

den andern, dadurch die gröſte Gewalt anthun, und ihn undeutlich ausdrücken würde. Man theile in diesem Falle lieber einen langen Gedanken, oder benehme ihm wenigstens das Leere und das Ueberflüſſige, damit er sich leichter faſſen, und auch kürzer ausdrücken läßt. Das beste Mittel, die kurze Schreibart in Briefen sich anzugewöhnen, wenn man nemlich ein Genie dazu hat! ist die öftere Lesung solcher Bücher, welche in dieser Eigenschaft, unter denen neuern und guten teutschen Schriftstellern vorzüglich bekannt sind.



Zweyter Abschnitt.

Von denen verschiedenen Gattungen derer Briefe, und ihrer erforderlichen besondern Schreibart.

§. 8.

Die verschiedenen Charactere der mündlichen Rede, müssen auch besonders in der Schreibart guter Briefe, wohl beobachtet, und diese darnach eingerichtet werden; woraus die verschiedenen Gattungen der Briefe entstehen.

Da man bey verschiedenen Fällen, nicht immer in einem Character des Gesprächs bleibet, sondern bey einer ieden Gelegenheit, welche einen Einfluß in dasselbe hat, seine Rede verändert; so richtet sich auch die Schreibart der Briefe, als eine freye Nachahmung des Gesprächs, nach allen diesen besondern Fällen. Bald redet man ernsthaft und ehrerbietig; bald vertraut und scherzhaft; bald mittleidig und traurig; und bald wünscht man bey fröhlichen Begebenheiten, einander Glück! Ohnmöglich kan dieses alles mit einer Art, und in einem Tone geschehen! Das Gespräch muß sich bey einem

einem ieden dieser Charactere, verändern, und folglich muß auch die Schreibart der Briefe, hierbey eine veränderte Gestalt kriegen. Der allgemeine Character guter Briefe, bleibet zwar allezeit das Natürliche und Freye derselben; dieses darf niemals, wenigstens nicht gar zu merklich, in Briefen verändert werden; allein den Innhalt, den Ausdruck, die Verbindungen, und die Art des Vortrags, muß man allemahl nach denen verschiedenen Umständen, auch verschieden einrichten. Sobald ein Brief unnatürlich, oder nach einer gewißen Form, geschrieben ist; so bald fehlt ihm auch die vornehmste wesentliche Eigenschaft, sein Leben, und seine ganze Schönheit; er mag auch ernsthaft, ehrerbietig, vertraut, scherzhaft, oder andern Innhalts seyn. Die verschieden vorfallenden Umstände, bey welchen man einem Abwesenden, seine Gedanken schriftlich zu erkennen giebt, machen die verschiedenen Charactere der Briefe, und also die Eintheilung derselben aus. Briefe werden daher nach diesen Vorfällen, eingetheilet 1) in Fröhliche, 2) Traurige, 3) Glückwünschende, 4) Erzählende, 5) Empfehlende, 6) Bittende, 7) Danksagende, 8) Scherzhafte, und 9) Freundschaftliche. Weil eine iede Gattung dieser Briefe, einen andern oder doch veränderten Character hat, und also auch eine Veränderung der Schreibart, erfordert; so will ich über eine iede derselben, sowohl nach dem Innhalte

halte und Einrichtung des Briefes selbst, als auch nach seiner besondern Schreibart, meine Gedanken in folgenden, auch besonders entwerffen:

§. 9.

Fröhliche Briefe, sind angenehme Empfindungen, durch welche man einem Abwesenden, über eine ihm vorgefallene erfreuliche Begebenheit, seine Beyfreude, und sein theilnehmendes Vergnügen, schriftlich zu erkennen giebt.

Die Art dieser Briefe, erfordert besonders eine lebhafte, kurze und nach Beschaffenheit der Umstände, und der Persohn, an welche man in solchen freudigen Fällen schreibt, auch eine ehrerbietige Schreibart. Wie man lebhaft und kurz schreiben soll, habe ich schon in dem vorhergehenden besonders untersucht, und die Anleitung dazu gegeben. Ehrerbietig aber schreibt einer, wenn er das besondere Verhältnis, welches zwischen ihm, und der Persohn, an die er schreibt, sich befindet, genau und klüglich beobachtet, und nach Erforderung ihres Standes, ihrer Ehre, ihrer Verdienste, und der besondern Hochachtung, welche er derselben schuldig ist, seine Schreibart eingerichtet, und dieselbe weder zu schmeichelhaft übertreibt, noch auch zu nachlässig und gleichgültig, sich dabey aufführet. Man muß in solchen Briefen, sich eben

eben so höflich, bescheiden und Ehrfurchtsvoll ausdrücken, als man mündlich thun würde, wenn man einen vornehmern Manne, bey einer fröhlichen Gelegenheit, seine Hochachtung und Verbindlichkeit, durch einen Glückwunsch, ehrerbietig zu erkennen geben wolte. An Persohnnen aber, welche uns gleich, oder auch noch unter uns sind, kan man in Ansehung der Ehrerbietigkeit, schon etwas nachlässiger, und mehr frey, und scherzhaft, in solchen Briefen seyn. Der Innhalt fröhlicher Briefe, besteht in einer kurzen Erwähnung des Vorfalls, welcher dem andern besonders erfreulich ist, und die Gelegenheit zu dem Briefe gegeben hat. Man bemühet sich hierauf, dem andern, von der guten Gesinnung, welche man gegen ihn trägt, dadurch zu überzeugen, daß man ihm das Vergnügen, lebhaft zu erkennen giebt, welches man über seinen fröhlichen Zufall empfindet, da man entweder sein Client, oder sein Freund ist; und die innern Pflichten der Hochachtung und Freundschaft, dieses freudige Gefühl, über die fröhligen Zufälle seines Gönners, oder Freundes, bey uns erregt haben. Man sucht dadurch die Freude des andern, durch eine aufrichtige Theilnehmung, zu vergrössern; und zugleich seine Neigung gegen sich, dafür stärker zu machen, oder doch wenigstens zu erhalten. Man empfiehlt sich daher auch beym Schlusse des Briefs, nach einem kurzen Wunsche, für

die Dauer der empfindenden Freude des andern, oder für die fernere Ueberkommung solcher erfreulichen Zufälle, seinem Gönner, oder Freunde, zu fernerer Gnade, Geneigtheit, Wohlwollen, Freundschaft, guten Andenken u. s. w. Alles dieses muß frey, lebhaft, kurz, ehrerbietig und fein ausgedrückt werden, wenn man dem andern, durch eine solche Zuschrift, würklich ein Vergnügen machen, und seine Freude vermehren will. Wird aber wohl gegentheils ein Brief, diese Wirkung haben, wann er zu weitläuftig, zu schmeichelhaft, ceremonienmäsig, ernsthaft, und nach einem gewissen Behältnisse zu steif abgefaßt ist? Ein solches Schreiben, nach der gewöhnlichen Art der Briefsteller, wird das Gezwungene und die Verstellung, nur allzusehr verrathen, und dem andern dadurch im Lesen, nur verdrüßlich und ungeduldig, oder wohl gar misvergnügt, auf dem Verfasser desselben machen. Wenn man bey dem Entwurffe solcher Briefe, von des andern Freude, würklich gerührt ist; so wird es in diesem Falle, viel leichter seyn, sich darüber natürlich und lebhaft auszudrücken; schreibt man aber wie gewöhnlich, ohne ein solches Gefühl, sondern blos des Ceremoniels, oder seiner Verbindlichkeit, und seiner Vortheile wegen; so ist ein Brief von der Art, freylich schwerer, wann er nicht steif und unnatürlich, gerathen soll. Man muß also in diesem letztern

Falle,

Falle, die Natur, und das Gefühl gleichsam wahrscheinlich, nachzuahmen suchen, und so kurz als möglich, dabey seyn. Der andere muß durch einen solchen Brief, überzeugt werden, daß man durch seine Freude, würklich gerührt sey, und ein wahres Vergnügen darüber empfinde. Er muß aber dem Briefe nicht ansehen können, daß man sich darinnen blos nach dem Ceremoniel, und mit der gewöhnlichen Verstellung, über ihn, erfreuet habe, wenn die Beobachtung dieser Höflichkeit, oder Freundschaft, ihm gefallen, und den Endzweck erhalten soll, welchen man dadurch zu erhalten gesucht hat. Diese Ueberzeugung, muß also durch eine natürliche und lebhafte Vorstellung, seiner freudigen Empfindungen; oder wenigstens durch eine ohnmerkbare Nachahmung, eines solchen lebendigen Gefühls, in dem andern hervorgebracht werden. Der Affect der Freude, muß zwar völlig, aber doch auch mäßig, in der Schreibart dieser Briefe, herrschen, und wer diesen kennt, und nur einmal empfunden hat; oder denselben bey der Abfassung seiner Zuschrift, selbst empfindet, der wird sich leicht in dem Character dieser Briefe finden können.

§. 10.

Traurige Briefe, sind schriftliche Kennzeichen, eines durch anderer

unvermuthete Trauer oder Unglücksfälle, zugleich mitgerührten Herzens, und seines darüber empfindenden schmerzlichen Mitleids.

So lebhaft ein Fröhlicher gerührt, und in seiner Freude, noch weit mehr gestärkt wird, wenn er auch andere, von welchen er geliebt und hochgeschätzt wird, einen würklichen Antheil daran nehmen sieht; eben so merklich getröstet und aufgerichtet, wird hingegen ein anderer bey der schmerzlichen Empfindung, des Affects der Traurigkeit, wann er bemerkt, daß auch andere, mit ihm zugleich Leid tragen, und die zu starken Anfälle der Traurigkeit, auf sein empfindendes Herz, dadurch zu mindern suchen; selbige gleichsam mit ihm theilen, und ihm also schwächere Empfindungen der Traurigkeit, in seinem Herzen zurück lassen wollen. Auch diese Art der Briefe solte nach der innern Pflicht eines Clienten sowohl, als eines wahren Freundes, aus einem wahren Gefühl des Herzens, entstehen, wann beyde, sich bey demjenigen, welchen sie selbige äusserlich erweisen, eben so gefällig, als verdient machen wolten. Daß aber diese Briefe, mehr der Geist des Ceremoniels, als ein würkliches Mitleiden, hervorbringt, kan man aus der gewöhnlichen und unnatürlichen Schreibart, der meisten solcher Gebuhrten, gar leicht erkennen. Es ist also kein Wunder, wann

solche

solche Zuschriften von andern, an welche sie gerichtet sind, eben so ceremonielmäßig aufgenommen werden, und öfters keine andere als diese Wirkung thun, daß man sie entweder ohngelesen, oder doch wenigstens ohnempfunden und gleichgültig, wieder bey Seite legt. Ein würklich gerührtes trauriges Herz, unterscheidet gar leicht den Zwang und die Verstellung anderer, von dem würklichen Gefühl, ihres ihm bezeigten Mitleidens, und man hat dieserwegen die gröste Behutsamkeit nöthig, in solchen Fällen, seine Verstellung nicht zu verrathen, wenn man über des andern traurigem Zufall, nicht würklich gerührt ist, und demselben doch sein Mitleid, aus diesem Grunde, und aus andern verbundenen Pflichten, schriftlich zu erkennen geben will. Weil in solchen Trauerschreiben der Affect am meisten herrschen soll; so muß in denenselben das Herz gleichsam alleine reden, und seine wahren Empfindungen, dem andern, dadurch überzeugend zu erkennen geben. Der Verstand darf in solchen Briefen nicht so viel Antheil nehmen, als in andern, und der Witz muß gänzlich daraus verbannet bleiben. Die Schreibart braucht in diesen Trauerschreiben, weder Kunst, noch Ordnung zu beobachten; sie muß aber durchgehends rührend und natürlich seyn. Man beschäftiget sich darinnen blos mit seinem Gegenstande, der Ausdruck ist dabey voller Gedanken; diese müssen aber durch den Affect geschwinde,

geschwinde, kurz und empfindend, ausgedruckt werden. Man höre einen Traurigen nur selbst einmal sprechen, alle seine Worte sind überzeugende Empfindungen der Traurigkeit; der Affect unterbricht dieselben öfters, ehe er sie noch völlig ausgedrückt hat; der Gegenstand seiner traurigen Empfindung, schwebt ihm beständig für Augen; er glaubt denselben immer nicht genug ausgedruckt zu haben, und wiederhohlt daher öfters, was er schon ein und wohl mehrmahl gesagt hat; er wirft sich selbst kurze Fragen auf, und beantwortet sie auch selbst; seine Empfindung wird heftiger; und er bricht in Ausrufungen aus, welche die Grösse seines Schmerzens zu erkennen geben sollen. Alle diese Reden sind ohne Ordnung und ohne Kunst, sie sind blos Natur, Empfindung und Affect, und sind darum schön, weil sie diese so natürlich ausdrücken. So ist die Rede eines Traurigen, ‥ und eben von der Art, muß auch die Nachahmung derselben, in Briefen von dieser Gattung, seyn; wann selbige ein trauriges Herz, würklich einnehmen, und dadurch seine Schmerzen lindern sollen. Man nehme sich zugleich dabey in acht, daß man ein Trauerschreiben, nicht mit zu vielen Tröstungen anfüllet. Ein junger Mensch, kan dadurch öfters wider den Wohlstand handeln, und bisweilen auch darinne tadelhaft und lächerlich werden, wann er vornehmern, und ältern Persohnen,

viele

viele Regeln des Trostes, und gleichsam eine Vorschrift, zu ihrer tröstlichen Fassung, unbedachtsam vorleget. Die stärksten Trostgründe, machen bey denen ersten Ausbrüchen der Traurigkeit, ohnehin noch keinen Eindruck in das Herz des andern, und er würde es mit Recht übel empfinden können, wenn man ihn von der schuldigen Ueberlassung seines ersten Schmerzens, durch so schwache Tröstungen zurück halten wolte. Man wird anstatt solches tröstlichen Zuredens, mit moralischen und sinnlichen kurzen Betrachtungen, allezeit mehr ausrichten können. Ich will daher, als ein Muster solcher Trauerschreiben, den 52. Brief, des Herrn Prof. Gellerts, hierbey einem ieden zum Durchlesen, und zur Nachahmung, besonders empfehlen, weil er bey nahe alles in sich begreift, was man von dieser Art Briefen, sagen kan. Hier ist dieser Gellertsche Brief, nach seinem völligen Innhalte:

Zwey und funfzigster Brief.

„ Also haben Sie Ihren besten Freund,
„ Ihren L * *, verlohren? Sie dauren mich
„ unendlich, und ich wünschte, daß selbst diese
„ Versicherung etwas zu ihrer Beruhigung
„ beytragen mögte; denn was habe ich sonst,
„ womit ich Sie aufrichtrn könnte? Gott! wer
„ hätte das vor wenig Monaten, bey unserer
„ Zusammenkunft in Merseburg, denken sollen,
„ daß dieser so muntere und vor uns allen be-
„ lebte

„ lebte Freund, der erste und nächste zum Tode
„ seyn sollte! Und er war es in diesem Jahre
„ noch. Vater der Menschen! Wie flüchtig ist
„ das Leben, das wir so sehr lieben, und als
„ dein Geschenk auch lieben müssen! Ich weine,
„ indem ich dieses schreibe; ich weine mit Ih-
„ nen, mein lieber B - -, und ich wünsche,
„ daß mich niemand diese Stunde in meinen
„ Thränen und in meinen menschlichen Empfin-
„ dungen stöhren mag. Wie könnte ich die
„ letzten Augenblicke vom Jahre, die noch übrig
„ sind, glücklicher anwenden, als wenn ich sie
„ dem Mitleiden, dem Gedanken des Todes,
„ und der Seele des Verstorbenen schenke! Er
„ ist also in dem Schoosse der Ewigkeit und der
„ unaussprechlichsten Ruhe - -? Was muß
„ ein Geist, von der Erde weggenommen, bey
„ dem ersten Eintritte in das Land der Voll-
„ kommenen fühlen; welche göttliche Wollust!
„ Geleitet von der Hand des Allmächtigen,
„ überschaut er die Welten der Seligkeiten;
„ entzückt von den Stralen der Gottheit, preist
„ er den Tag der Geburt und des Todes zu-
„ gleich, und fühlet, daß der Herr Gott ist. - -
„ Nun sieht er den göttlichen Erlöser, und ver-
„ liehrt sich in dem Meere seiner Liebe, und
„ wird trunken von den Geheimnissen der
„ Erlösung. - - Er fängt die ewigen Lob-
„ lieder Gottes und der Tugend an. - - Die
„ kleinste gute That auf Erden stellt sich ihm
nunmehr

„ nunmehr im heiligen Lichte vor, und eine je-
„ de edle Absicht wird ihm zur Belohnung vor
„ dem Allwissenden, und bleibt ihm ein ewi-
„ ger Ruhm in dem Angesichte der Vollkom-
„ menen. - - -

„ Nehmen Sie, mein lieber B - -, diese
„ Bilder der Einbildung zu Hülfe, wenn Sie
„ mit Ihren Gedanken dem Seligen folgen.
„ Sollte er nicht so glücklich seyn, als ich gesagt
„ habe? Er ist es gewiß, und ich preise Gott
„ in diesem Augenblicke, daß ers ist. Wollten
„ Sie wohl Ihren L - -, wenn es bey Ihnen
„ stünde, von diesem Glücke auch nur eine
„ Stunde zurück halten? Heben solche Gedan-
„ ken die natürliche Empfindung, in den Stun-
„ den der Wehmuth, und das Verlangen
„ nach denen, die wir lieben und lieben müssen,
„ nicht auf: so machen sie unsre Betrübniß
„ doch zur Tugend, indem sie ihr die gehörigen
„ Schranken geben. Und welcher Trost ist
„ stärker und erhabener, als der: Der Herr
„ hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genom-
„ men! Er erhalte Sie in dem Jahre, das
„ wir anfangen, gesund und zufrieden, und
„ schenke Ihnen diese Wohlthat noch in vielen
„ folgenden. Er lasse Sie die Freude der glück-
„ lichsten Väter erleben, und Sie in den Sit-
„ ten und Handlungen ihrer Söhne, das lie-
„ benswürdige Herz einer nicht mehr vorhan-
„ denen

„ denen Mutter, und stets den Lohn einer sorgfältigen Erziehung erblicken. Ich wünsche „ dieses mit dem aufrichtigsten Herzen, und „ bin zeitlebens ꝛc.

§. 11.

Glückwünschende Briefe sind, wodurch man dem andern, bey einer jeden glücklichen Vorfallenheit, seine darüber empfindende Freude, zu erkennen giebt; ihn des erhaltenen Glückes würdig schätzt; und eine fortdaurende Beständigkeit, oder öftere Verneuung, ihm dabey nach seinen Verdiensten, anwünschet.

Die Gelegenheit zu dieser Gattung Briefe, ist vielerley, und die eingeführte Gewohnheit, erfordert sie fast täglich, bald bey Erlangung einer Ehrenstelle, oder andern glücklichen Zufalle des andern; bald bey Geburths- und Nahmenstägen; Neuem Jahr, und andern Feyertagen; bald bey ehelichen Verbindungen; bald bey Vermehrung des andern Familie; bald bey seiner glücklichen Wiederkunft, von einer Reise; bald bey wieder erlangter Gesundheit; und bald in andern dergleichen Glücksfällen. Diese Gattung der Briefe, ist der Mode, und dem Ceremoniel, am meisten unterworffen; sie sind daher auch für allen andern die schwere-

sten,

sten, weil man nicht mehr darinnen sagen kan, als was man ohngefehr zu einem kurzen Complimente brauchen würde. Der Innhalt ist immer einerley; es lassen sich wenige Veränderungen dabey anbringen; man wünscht Glück, und dieses in langen und unnatürlichen Complimenten; und so leer auch diese Briefe gemeiniglich sind; so kommen sie doch am meisten vor; weil der Wohlstand dieselben fast bey ieder kleinen Veränderung, erfordert, welche sich bey andern, denen man Hochachtung, oder Freundschaft schuldig, oder sonst verbunden ist, zuträgt. Es lassen sich also zu diesen Briefen, nicht viel Regeln geben, und man muß blos der Sprache mächtig seyn, und die gemeinen und allzubekannten Glückwünschungs-Formeln, durch feinere Ausdrücke, zu verändern, und ihnen dadurch das Gewöhnliche, geschickt zu benehmen wissen, wann diese Briefe, in ihrer Art, gut seyn, und den Beyfall der Kenner erhalten sollen. Schreibt ein junger Mensch, als Client, an vornehmere Persohnen, oder an seine Gönner, solche Briefe; so muß er aus dem Verhältnisse, welches zwischen ihm, und dem andern ist, einigen Stoff, zur Erweiterung ihres leeren und kurzen Innhalts nehmen, oder nach Beschaffenheit der Persohnen, welchen er Glück wünschet, auch wohl andere Umstände, noch mit herbeyziehen, welche ihm einiger masen beredt machen, und zu einer gu-

ten Einkleidung seines Compliments oder Glückwunsches, etwas beytragen können. An geringere Persohnen, scheinen diese Briefe, noch etwas leichter zu seyn. Ein witziger und lebhafter Kopf, kan dabey seine Einbildung eher zu Hülfe nehmen, und den Glückwunsch dadurch mit einem muntern Scherze begleiten, welcher das Matte und Gewöhnliche solcher Complimente, gleichsam belebt, und dem andern einen solchen Brief zugleich dadurch angenehmer macht. Man darf die Schreibart an solche Persohnen, auch schon etwas freyer einrichten, als an Vornehmere, denen man mehr Ehrerbietung schuldig ist, als welche meistentheils nebst denen langen Titteln und Ehrerbietungs-Wörtern, ein solches Glückwünschungs-Schreiben, weit mehr steif, gezwungen, und schwer macht; als andere Briefe von dieser Gattung, welche an geringere Persohnen, oder an gute Freunde geschrieben werden. Den eigentlichen Innhalt dieser Briefe, oder den Glückwunsch derselben, muß man nicht in denen gewöhnlichern Formeln, welche täglich bey mündlichen Complimenten gebraucht werden, fürbringen, sondern man suche denselben in etwas feinere, und bey Gesprächen, nicht so gemeine Ausdrücke, natürlich einzukleiden. Allein es ist auch viel Behutsamkeit hierbey nöthig, daß man das Gekünstelte und Rednerische, in solchen Briefen, sorgfältig vermeiden lerne.

An

An vornehmere Persohnen, benehmen zwar die öfters gezwungenen, und dennoch, so nöthig seyn wollenden Ehren- und Ehrerbietungs-Wörter, diesen Briefen, sehr viel von ihrer Natur. Ein aufgeweckter Verstand, kan aber doch klüglich dabey verhüten, daß die Schreibart derselben, deswegen nicht gar zu gezwungen, sclavisch und kriechend, oder gar zu gekünstelt eingerichtet wird. Man muß sich gegen vornehmere Persohnen, zwar demüthig, und ehrerbietig, in solchen Briefen ausdrücken; allein muß dieses eben gezwungen und ängstlich seyn, und kan es nicht auch mit einer freyen und natürlichen Art, geschehen? Der Zwang, welchen die Gesetze des Ceremoniels, und der Ehrerbietung, diesen Briefen aufbürden, muß deswegen doch nicht die Schreibart derselben, steif und unnatürlich machen. Man suche nur allemal das Uebertriebene dabey zu vermeiden; so wird man schon weniger gezwungen und mehr natürlich, auch in diesen Complimentir-Briefen, sich ausdrücken lernen. Warum will man z. E. das Ich mit dem äussersten Zwange, eben allemal hinter die Ehrenwörter der Briefe setzen? Ist dieses nicht ein übertriebener Zwang, welcher den Brief, ganz ohne Noth, und gleichsam recht mit Fleiß, höchst unnatürlich macht; und welchen doch alle wohlstylisirte Briefsteller als eine Zierlichkeit, und als einen Respectspunct, jungen Leuten,

in ihren Briefen, vorzüglich anpreissen! Wo hat ein Grosser, der nur einiger masen vernünftig ist, die ihm schuldige Ehrerbietung, wohl iemals in solchen Kleinigkeiten gesucht? Wird er die gezwungene Schreibart: **Euren Hochwohlgebohrnen** habe ich unterthänig Glück zu wünschen die Ehre = = wohl eines gnädigern Anblicks würdigen, als wenn man natürlicher schreibt: Ich habe die Ehre, **Euren Hochwohlgebohrnen** unterthänig Glück zu wünschen = = ? Mich deucht, die Ehrerbietung, ist in dem erstern Ausdrücken, nicht grösser, als in denen letztern, und gleichwohl macht iene, die Schreibart der Briefe, weit gezwungener und unnatürlicher! Dieses heist die Ehrerbietung bis zur Ausschweifung übertreiben! Man suche daher diese eingerissene unnöthige Art des Zwanges, in seinen Briefen, zu vermeiden; so wird man dadurch eher im Stande seyn, auch ein sonst schweres Glückwunsch- und Gelegenheitsschreiben, wo nicht ganz natürlich, doch wenigstens mehr erträglicher, und weit vernünftiger abzufassen.

§. 12.

Erzählende Briefe sind, worinne man dem andern von einer vorgefallenen Sache, und Begebenheit; oder sonst von einem gewissen Umstande, eine

klare und deutliche Abbildung macht; und ihm diesen Gegenstand der Erzählung, so natürlich vorzustellen sucht, als wann der andere ihn selbst mit angesehen, und einen Zeugen davon abgegeben hätte.

So leicht auch diese Gattung von Briefen, in Ansehung ihrer überflüssigen und reichen Materie, zu seyn scheinet; so schwer sind sie doch, in Ansehung ihrer Schreibart, wann diese schön und nicht zu trocken, gerathen soll. Eine Sache zwar gerade hin erzählen, wie sie an sich selbst, vorgefallen ist, und wie sie ein ieder, der selbige gesehen hat, und nur etwas mit der Feder zusammen setzen kan, dem andern erzählen würde ,, Dieses erfordert freylich keine besondere Geschicklichkeit! Allein eine Sache so erzählen, daß sie der andere nicht nur deutlich versteht; sondern auch durch die angenehme Art des Vortrags und der Schreibart, lebhaft dabey gerührt und vergnügt wird; dieses ist die eigentliche Kunst, von schriftlichen Erzählungen. Ein junger Mensch, hat also für andern nöthig, seine Geschicklichkeit dadurch zu zeigen, daß er die gewöhnliche und allgemeine Bahn, verläßt, und auch in dieser Art von Briefen, welche ihm häuffig vorfallen können, sich geschickt und angenehm auszudrücken weiß. Man muß bey Erzählung einer Sache, zwar

Ordnung nicht zerreissen, in welcher sie vorgefallen ist; man kan aber doch auch durch Einmischung verschiedener kleiner Umstände, welche nicht eben zum Wesen der Sache gehören, aber doch zugleich bey ihr vorgefallen sind, oder sich sonst mit derselben wohl vertragen, seine Erzählung lebhafter, und angenehmer machen. Ich sage dadurch nicht, daß man deswegen alle kleine Umstände, als nothwendig, bey einer Erzählung mit anzubringen suchen müsse, um diese dadurch reicher und angenehmer zu machen - - nein; ich verstehe dadurch nur solche kleine Umstände, welche sich besonders zu der Sache schicken, die man erzählet; welche ihr am nächsten sind; sie am meisten beleben, und deutlicher machen, und ohne welche die Erzählung das Angenehme verliehren, und nur mager und trocken, seyn würde. Nur solche Umstände, die, wann sie einmal wohl angebracht sind, auch gleichsam nothwendig bey der Sache zu seyn scheinen, muß man, iedoch auch behuthsam und kurz, mit in die Erzählung einzuflechten suchen. Da die vornehmste Tugend der Erzählung, auch in der Kürze des Vortrags sowohl, als in der Schreibart besteht; so muß man dieserhalb alles sorgfältig zu vermeiden suchen, was nicht zum Wesentlichen einer guten Erzählung, und zum Wohlstande derselben gehört, und den Brief nur unnöthig weitläuftig machen würde. Aus dieser Ursache, müssen

sen oft viele Umstände gar weggelassen, viele aber auch dieser nöthigen Kürze wegen, in einen Umstand zusammen gezogen werden. Man kan eine Erzählung auch dadurch kurz machen, wenn man nicht mehrere Worte dabey braucht, als zu einem deutlichen Verstande der Sache, und ihrer Umstände, die man erzählt, nöthig sind. Das Wortreiche Leere, muß bey einer Erzählung, eben so sehr vermieden werden, als eine zu grosse, und gezwungene Kürze; weil ienes dieselbe leicht matt und trocken, dieses aber die Erzählung gar undeutlich machen kan. Die Deutlichkeit ist zugleich eine Haupteigenschaft der Erzählung, und sie darf dieserwegen niemals zu sehr eingeschränkt, oder gar dunkel und unverständlich werden. Nebst der Kürze, und Deutlichkeit, wird auch noch das Muntre und Lebhafte, bey der Erzählung nothwendig erfordert. Man muß die Sache, welche man erzählet, dem andern so natürlich vorzustellen wissen, daß er sie unter ihren Nebenumständen, in dieser Vorstellung, gleichsam selbst zu sehen sich einbildet. Hierzu ist aber besonders die Lebhaftigkeit nöthig, welche man der Erzählung durch verschiedene kleine Abschilderungen, der Umstände sowohl, als der Persohnen, bisweilen geben kan. Diese letztern, werden daher öfters selbst redend eingeführt, damit der Leser, ihren Character, um so viel deutlicher, aus ihren eigenen Worten,

erkennen kan. Die Lebhaftigkeit einer Erzählung, wird öfters auch noch dadurch befördert, wenn man dem andern bisweilen selbst anredet; ihm kleine Fragen vorlegt, und diese auch wiederum statt seiner, beantwortet. So sparsam auch der Witz, bey einer Erzählung sich zeigen muß, so kan er doch bisweilen durch Einrückung eines kurzen und glücklichen Einfalls, der sich wohl zur Sache schickt; oder auch durch eine kleine Betrachtung, welche er über den oder ienen Umstand, mit einstreuet, zur Lebhaftigkeit derselben vieles beytragen. Andere Einschaltungen, wann sie kurz, und der Sache gemäß sind, verdienen auch in der Erzählung, vielmals einen Platz, um selbige lebhafter zu machen. Die Schreibart erzählender Briefe muß überhaupt natürlich, kurz, deutlich, lebhaft und munter seyn. Sie muß sich sowohl nach denen Persohnen, welchen man etwas erzählet, und nach ihren Character; als auch besonders nach dem Gegenstande der Erzählung selbst, genau richten. Wichtige Sachen, erfordern daher schon eine andere Art der Erzählung, als Sachen, die von keiner Wichtigkeit sind. Der Character der Persohnen, an welche die Erzählung in Briefen, gerichtet ist, kan die Schreibart derselben, auch sehr verschieden machen, nachdem er selbst verschieden ist, und einer immer mehr Lebhaftigkeit vertragen kan, als der andere. Und so muß die

Klugheit

Klugheit, der Erzählung allemal ihre gewissen Bestimmungen geben, wenn sie denen Persohnen, und Sachen, gemäß eingerichtet werden soll. Endlich erfordert auch diese Gattung der Briefe, wie alle andere derselben, gute Beyspiele, in welchen man alle diese Regeln, gleichsam lebendig erblicken; sich deutlicher davon überzeugen; und durch eigenen Fleiß, sie auch selbst zur Ausübung kan bringen lernen. Ich weiß jungen Leuten, hierzu keine vollkommneren Muster anzupreissen, als sie von dem so beliebten Herrn Prof. Gellert, in seinen poetischen Erzählungen, wie auch im zweyten und letzten seiner Briefe, vieleicht schon selbst in den Händen haben. Dieser berühmte Schriftsteller, wird einem ieden diejenigen unnennbaren Schönheiten, im Erzählen, vollends erkennen und fühlen lassen, welche, wie er selbst sagt: eine Meisterhand „ und in derselben, vieleicht auch nur die geschickte Feder, eines fürtreflichen Gellerts, allein nach Wunsch erreichen kan. Der letzte Brief des Hn. Gellerts erzählt das unschuldige Vergnügen auf dem Lande folgendergestallt.

Drey und siebenzigster Brief.

„ Wären Sie immer mit mir gefahren.
„ Es gefällt mir ungemein wohl auf dem Lande-
„ gute der Frau von K„, und es würde mir
„ noch besser gefallen, wenn ich weniger bedient
„ würde, nicht so weich schlafen, und weniger
„ vornehm speisen dürfte. Meine Wirthin ist

„ die gefälligste Frau von der Welt. Ihr Ge-
„ sicht ist so heiter, wie die Gegend auf ihrem
„ Landgute, und ihre Fräulein Tochter könnte
„ die Hälfte ihrer Reizungen und liebenswür-
„ digen Eigenschaften entbehren, und darum
„ doch noch die Misgunst der Schönen, und die
„ größte Hochachtung unsers Geschlechts ver-
„ dienen. Soll ich Ihnen erzählen, wie ich
„ meinen Tag hier zubringe? Aber warum
„ frage ich noch? Sie haben mirs befohlen;
„ ich habe es Ihnen versprochen, und es würde
„ mir zu viel an meinem Vergnügen fehlen,
„ wenn ichs Ihnen nicht beschreiben dürfte.
„ Machen Sie sich also immer zur Geduld
„ gefaßt, Herr Baron! denn ich habe heute
„ überaus grosse Lust, zu schwatzen.

„ Ich schlafe in einem Zimmer, das auf
„ der einen Seite in den Hof, und auf der
„ andern in den Garten und in das Feld geht.
„ Meistens um sechs Uhr des Morgens stehe
„ ich schon an dem Fenster, und überschaue
„ mit einem unersättlichen Auge den Herbst,
„ im Felde und Garten. Der weite Himmel,
„ davon wir in der Stadt nichts wissen, ist
„ mir aus meinem Fenster ein ganz neues
„ Schauspiel. Hier stehe ich nun, und ver-
„ gesse mich eine halbe Stunde im Sehen und
„ Denken. Nach diesen glücklichen Augen-
„ blicken, und ganz berauscht von dem Geiste
„ des Morgens, öfne ich die Thüre, um einen
„ Bedien-

„ Bedienten zu haben; aber so glücklich wird
„ mirs nicht. Nein, es kommen ihrer we-
„ nigstens drey auf einmal, die sich mir zu
„ Ehren aus dem Athem gelaufen haben, und
„ mit aller Gewalt zu meinem Befehle seyn
„ wollen: und wenn ich den einen etwas bitte,
„ so nimmt es der andere übel, daß ich weni-
„ ger Vertrauen zu ihm habe. Kurz, ich
„ muß mich anziehen lassen, ich mag wollen,
„ oder nicht.

„ Unter dieser Beschäftigung besuchen
„ mich fünf bis sechs freundliche Windhunde,
„ mit denen ich mich in ein kleines Gespräch
„ einlasse, weil ich weis, daß sie mir nicht ant-
„ worten. Indessen erzählt mir der Jäger
„ ihre Thaten von Jagd zu Jagd, beschreibt
„ mir das ganze Revier, und kränket sich,
„ daß ich kein Liebhaber vom Hetzen bin. Weil
„ ich ihm einigemal zu verstehen gegeben habe,
„ daß man auch gegen die Thiere barmherzig
„ seyn müßte: so hat er sich heimlich bey der
„ gnädigen Frau erkundigt, ob ich ein Pie-
„ tist wäre.

„ Nunmehr kömmt der Caffee; ich neh-
„ me ein Buch, mache eine gelehrte Mine,
„ und den Augenblick fliehen meine Bedienten.
„ Die Bücher, die ich zu mir gesteckt habe,
„ sind der Terenz, der Horaz, und der Gres-
„ set. Sollten Sie wohl glauben, daß ich
„ in diesen Dichtern auf dem Lande weit mehr
„ Schön-

„ Schönheiten finde, als in der Stadt? Doch
„ warum sollten Sie sich wundern? Hier ist
„ die Natur selbst ihre Auslegerinn, die sie
„ begeisterte, als sie sangen. Und sie erklärt
„ sie, wenn gleich nicht so gelehrt, doch ange-
„ nehmer und deutlicher, als die angesehensten
„ Commentatores. Die Beschreibung einer
„ schönen Aussicht, die Gemählde von der Un-
„ schuld und Freyheit des Landlebens entzü-
„ cken mich doppelt, wenn ich sie mit der Na-
„ tur zusammen halten kann. Selbst die an-
„ dern Schönheiten der Poeten rühren mich
„ hier mehr, als in dem Geräusche der Stadt;
„ hier, wo mein Verstand durch die Anmuth
„ des Landlebens ofner, und mein Geschmack
„ lebhafter und feiner gemacht wird. Diesen
„ Morgen fiel mir der Eunuchus in die Hand,
„ ich wollte ihn durchlesen; aber ich kam in
„ der ganzen Stunde nicht weiter, als bis zu
„ dem Ende der zwoten Scene; so oft bin ich
„ durch die liebenswürdige Einfalt dieser Auf-
„ tritte entzückt und aufgehalten worden. Ich
„ kann mir nicht helfen, ich muß Ihnen ein
„ Stück aus der Anrede des Parmeno an sei-
„ nen verliebten Herrn aufdringen; es ist gar
„ zu schön.

„ Et quod nunc tute tecum iratus cogitas:
„ Egone illum? quae illum? quae me? quae non?
„ sine modo:
„ Mori me malim: sentiet, qui vir siem.

„ Haec

„ Haec verba me hercule vna falsa lacrumula,
„ Quam, oculos terendo misere, vix vi expresserit,
„ Restinguet: et de vitro accusabis, et ei dabis
„ Vltro supplicium.

„ So? höre ich sagen, warum haben sie denn „ eben diese Stelle ausgezogen? Ist es etwan „ gar eine Bosheit, die mir gelten soll? Eine „ Bosheit? Nein, Herr Baron; aber fra„ gen Sie nur Ihr Herz, ob etwas wahre„ rers und richtigers seyn kann, als diese „ Stelle. Ja doch, rief ich überlaut, da „ ich sie las, ja doch, eine kleine falsche „ Thräne! ich sehe das Mädchen, itzt reibt „ sie sich die Augen, und zwar erbärmlich. „ Vortreflich! Die kleine Thräne will nicht „ kommen; aber sie muß. Und itzt löscht diese „ Thräne alle die hitzigen Reden des Phädria „ aus; alle auf einmal. So dachte und sprach „ ich mit mir, und schmählte auf mich, daß „ ich nicht auch so klug, wie Terenz, wäre. „ Vergeben Sie mir diese Schulepisode. Ich „ will gleich von meinen Büchern zu einem an„ dern Zeitvertreibe eilen.

„ Wenn ich mich bald satt gelesen habe: „ So warte ich der gnädigen Frau und Fräu„ lein Tochter auf. Ich treffe sie gemeiniglich „ bey einem Buche, oder mit dem Verwalter „ über einer Rechnung an. Alles lacht mir „ entgegen, und so gar der Verwalter, der „ zwanzig Jahre ein Wachtmeister gewesen ist,

„ zwingt

„ zwingt sich, aus seinem fürchterlichen Ge-
„ sichte mir ein freundliches zu machen. In
„ dieser Stunde, (denn so lange halte ich mich
„ ungefähr in dem Zimmer meiner Gebieterinn
„ auf,) verdiene ich eigentlich die Erlaubniß,
„ mich auf ihrem Landgute zu vergnügen. Ich
„ rede mit ihr, und unser Gespräch betrifft ge-
„ meiniglich die Erziehung ihres Sohnes, der
„ Hofnung ihres Geschlechts. Wenn es bald
„ Mittag ist, so setze ich mich mitten auf den
„ Hof, dessen oberste Hälfte gepflastert, und
„ mit einem Geländer umgeben ist. Ich klingle
„ mit einem kleinen Glöckchen, und darauf
„ kömmt ‥ wer dächten Sie wohl? eine Heerde
„ Federvieh, zu Fusse und im Fluge, herbey
„ geschossen. Ich füttere also Hüner, Trut-
„ hüner, Enten, Gänse, Tauben. alles unter
„ einander, und überzähle meine Nationen.
„ Der Tauben ist bey nahe ein unzählbares
„ Volk. Darauf besuche ich die Rebhüner
„ und Wachteln in ihrer Stube auf den Tau-
„ benhause, und zugleich die jungen Tauben.
„ Eine angenehme Scene! Hier füttert die
„ Mutter ihre Kinder; dort brütet die andre
„ eine noch zukünftige Nachwelt aus, und
„ wird von ihrem Gatten ermuntert, das Nest
„ zu verlassen, ihm Platz zu machen, und sich
„ mit der Mahlzeit zu erquicken. Erst bittet
„ er sanft und liebreich, dann redt er ernsthaf-
„ ter, und wenn sie von ihrer Pflicht noch
„ nicht

„ nicht weichen will: so gebietet er mit einem
„ täuberischen Tone, und dreht sich zehnmahl
„ in den Kreis herum, als wollte er sie nicht
„ mehr ansehen, und ihr doch die Freyheit las-
„ sen, sich, unbemerkt von ihm, aus dem
„ Neste zu entfernen. Von da gehe ich in die
„ Pferdeställe, und endlich von Stalle zu
„ Stalle, und sehe die gute Ordnung, die
„ Reinlichkeit der Ställe, und die Mühe, mit
„ der die Menschen dem Viehe ihren Nutzen
„ abverdienen müssen.

„ Um zwölf Uhr wird die Gesindeglocke
„ geläutet, und nie bin ich froher, als wenn
„ ich, ohne bemerkt zu werden, eine grosse
„ Tafel, voll gesunder und hungriger Mägde
„ und Knechte, speisen sehe. Wenn diese Leute
„ auch sonst nicht so glücklich sind, als ihre
„ Herrschaft: so sind sie doch bey Tische gewiß
„ glücklicher. Alles ißt und redet zugleich an
„ ihnen. An der einen Reihe sitzt das Manns-
„ volk, und an der andern sitzen die Dorfschö-
„ nen. Ein Brodt, so breit, wie der Tisch,
„ ist vor der halben Stunde verzehrt. Sie
„ können leicht denken, daß es unter diesen bei-
„ den Geschlechtern auch Zärtliche giebt, und
„ daß sich der Knecht, wenn er in die Schüs-
„ sel sehen will, zuweilen vergißt, und seiner
„ Geliebten in die schwarzen Augen sieht. Ge-
„ stern war in einem benachbarten Städtchen
„ Jahrmarkt. Sie hatten, von ein Uhr an,

„ die

„ die hergebrachte Freyheit, den Jahrmarkt zu
„ besuchen. Alle waren bey Tische in ihrem
„ völligen Staate, und jeder Knecht trium-
„ phirte mit einem Bande auf seinem Huthe,
„ wie es seine Schöne um die Haare trug.
„ Ihre Tafel war mit etlichen Schüsseln Tau-
„ ben besetzt. Alles gieng freyer und empfind-
„ licher zu. Die Schönen scherzten mit ihren
„ Geliebten, wer dem andern einen Jahr-
„ markt kaufen sollte, und brachen, um es
„ durch das Glück auszumachen, das Schloß-
„ bein der Tauben mit einander entzwey. Die
„ Chapeaus liessen den Schönen gemeiniglich
„ die größte Hälfte, und diese bückten in wäh-
„ rendem Spiele sich so vortheilhaft über die
„ breite Tafel, daß ihre Galane entweder den
„ Sieg vergassen, oder ihn doch am Ende ver-
„ gessen konnten;

„ **Denn Mädchen, wenn sie gleich das Dorf erzogen hat,**
„ **Sind wie die Mädchen in der Stadt.**

„ Unter diesen jungen Leuten sitzt zu oberst
„ an der Tafel, ein schon grauer Mann, ceu
„ pius Aeneas, welcher Nachtwächter von
„ dem Herrnhofe ist, und doch den Tag über
„ die sauerste Handarbeit verrichtet. Man
„ ißt nicht eher, bis er seinen Platz eingenom-
„ men hat, und so bald er aufsteht, folgt die
„ ganze Schaar von zwanzig Persohnen nach.
„ Wenn sie Fleisch haben, welches die Woche

„ drey

„ drey oder viermal geschieht: so ißt er nur die
„ Helfte von seiner Portion, und die andre
„ Helfte trägt er seiner neunzigjährigen Mut-
„ ter nach Hause. Und eben um diese zu er-
„ halten, ist er Nachtwächter; denn er be-
„ kömmt für jede Nacht einen Groschen. Ein
„ schreckliches Geld! Aber der gute Mann
„ muß nicht nur von zehn Uhr bis zum Tage
„ für diesen Groschen wachen, sondern auch
„ beständig beten und singen, damit man weis,
„ daß er wacht. Kurz, der Mann muß für
„ das ganze Dorf und alle umliegende Gegen-
„ den beten. Er kann auch wirklich alle Psal-
„ men und das ganze Gesangbuch auswendig.
„ Und in so weit dieses zu seinem Dienste nö-
„ thig ist: so glaube ich, daß man weit eher
„ zehen gute Gerichtsverwalter, als einen tüch-
„ tigen Nachtwächter für diesen adelichen Hof
„ finden kann. So wenig er schläft, so viel
„ er arbeitet; so ist er doch gesund, zufrieden,
„ und die Freundlichkeit selbst. Sie vergeben
„ mirs gewiß, daß ich mich so lange bey der
„ Beschreibung dieses Mannes aufgehalten
„ habe. Denn sind Sie nicht auch meiner
„ Meinung, daß er eher verewiget zu werden
„ verdient, als mancher grosse Mann, der sich
„ in seinem Kupferstiche bewundert, und dessen
„ Leben einen ganzen dicken Quartanten anfüllt?

„ Wenn das Gesinde gegessen hat, so
„ gehet unsre Tafel an, und ob gleich die gnä-

„ dige Frau, mir zu Liebe, eine Stunde hat
„ eingehen lassen, so sitzen wir doch noch im-
„ mer zwo. Ueber der Tafel gehöre ich der
„ gnädigen Frau an, und nach der Tafel, da-
„ mit ichs kurz mache, dem Garten, dem
„ Schache, und dem Clavecin. Der Abend,
„ von acht Uhr an, ist für mich allein. Da
„ lese ich noch eine Stunde, und so geht der
„ Tag vorbey. Was das meiste ist, so bin
„ ich die ganzen acht Tage gesund gewesen.
„ Das ist viel Glück!

„ Mich deucht, Sie wissen nunmehr ge-
„ nug von meinem Zeitvertreibe auf dem Lan-
„ de, und vielleicht mehr, als Sie haben wis-
„ sen wollen. Dennoch muß ich Ihnen noch
„ eine lustige Begebenheit erzählen, welche die
„ Kirchenordnung in der hiesigen Gegend an-
„ geht. Diese ist sehr tyrannisch. Ich gehe
„ am vergangnen Sonntage ganz allein in die
„ Kirche, weil die gnädige Frau Fremde bey
„ sich hatte. Ich setzte mich unbekannt neben
„ den ersten den besten Bauer. Ein Student
„ stieg auf die Kanzel, und fieng über das
„ Evangelium von den Lilien auf dem Felde
„ eine schreckliche Predigt an. Er war so phi-
„ losophisch, daß er den Bauern erklärte, was
„ säen und erndten wäre. Die Predigt that
„ ihre natürliche Wirkung auf mich; ich schlum-
„ merte sanft ein. Aber in dieser Kirche hat
„ man die Freyheit nicht, über einer schlechten
„ Predigt

„ Predigt einzuschlafen. Mein Nachbar weckte
„ mich mit einem ziemlichen Stosse sehr ge-
„ schwind auf, und rief: Der Junge kömmt!
„ Ich wußte nicht, was er wollte, und glaubte,
„ weil der Prediger gleich mit einer Stelle aus
„ dem Cicero bewies, daß niemand reich wäre,
„ der nicht eine Armee aus seinem Vermögen
„ unterhalten könnte, daß er mich dieser ge-
„ lehrten Stelle wegen aufgeweckt hätte, und
„ also schlief ich wieder ein. Im kurzen er-
„ wachte ich zum andernmale von einem derben
„ Schlage, und sah einen kleinen Bauerjun-
„ gen mit einem ziemlich langen Stecken vor
„ mir stehen. Er gab mir einen Verweis mit
„ der Mine. Nun wußte ich, was mein Nach-
„ bar hatte haben wollen. Dieser Junge hat
„ das Recht, mit seiner Lanze in der Kirche
„ herum zu laufen, und die Leute aufzuwecken.
„ Ich schämte mich, und wollte lieber eine elende
„ Predigt anhören, als mich noch einmal vor
„ der ganzen Gemeine auf den Kopf schlagen
„ lassen. Muß der Junge nicht lachen, wenn
„ er in wenig Tagen den Herrn in der Kutsche
„ der gnädigen Frau, mit vier Pferden be-
„ spannt, durch sein Dorf wird fahren sehen,
„ den er am Sonntage seine Gewalt hat fühlen
„ lassen? Ich bin mit dem Ende dieser Woche
„ gewiß wieder in Leipzig. Wollen Sie aber
„ noch zu uns kommen, so will ich bis künftige
„ Woche hier bleiben, und mir in Ihrer Per-

„ son ein neues Verdienst bey meiner Wir-
„ thinn und der Fräulein erwerben. Ich
„ dächte, Sie kämen!

§. 13.

Empfehlende Briefe sind, worinne man durch eine einschmeichlende Beredsamkeit, die Gnade und das Wohlwollen eines grossen und vornehmen Mannes, zu erhalten, und denselben zu Beförderung seines Glücks, oder anderer Vortheile, zu bewegen sucht.

Diese Gattung von Briefen ist die nützlichste für junge Leute; allein sie ist auch für sie die schwereste, und folglich eine der allernöthigsten. Briefe von dieser Art, erfordern die gröste Geschicklichkeit eines jungen Menschen, weil er seinem Gönner, dadurch selbst einen offenbahren Beweiß in die Hände giebt, aus welchem er leicht beurtheilen kan, wie es in seines Clienten Verstande aussieht, und wie weit seine Fähigkeiten sich erstrecken. Viele suchen in solchen Briefen, ihre ganze Weisheit, auf einmal auszuschütten; sie verrathen dadurch die Schwäche ihres Verstandes, ihrer Eigenliebe, ihren gelehrten Stolz, ihre Einbildung und Ruhmbegierde; und schaden sich mit solchen Briefen, die doch die Beförderung ihres Glücks zum Endzwecke haben sollen, oft eben so sehr,

als

als andere, die in solchen Zuschriften, ihre Unwissenheit vollends gar an den Tag legen, und von welchen man sagen könnte: Si tacuisses, philosophus mansisses. Wann auch junge Leute, sonst kein Vortheil, zum Brief schreiben anreizte; so sollte sie doch wenigstens der Umstand ermuntern, sich darinnen mehr Mühe zu geben, daß sie durch einen einzigen geschickten Brief, öfters ihr zeitliches Glück befördern; hingegen aber auch durch ein einziges elendes Schreiben, die Gnade eines grossen Mannes, eben so leicht wieder verscherzen, und sich dadurch selbst von ihrem Glücke zurück halten können. Ich will mich daher bemühen, jungen Leuten auch hierinne, einige Anleitung zu geben, und vieleicht kan ihr eigner Fleiß, und die Vorstellung der Vortheile, welche sich ihnen dabey entdecken, sie mehr aufmerksam und fleißiger, in der Nachahmung eines guten Briefs, machen, als meine zufälligen Gedanken. Der Innhalt solcher Briefe, wodurch man sich einen vornehmen Mann, zum Gönner, und ihn zu seiner Absicht, geneigt zu machen sucht, muß am meisten mit denen rühmlichen Eigenschaften desselben, beschäfftiget seyn. Man muß den Character, und die Verdienste eines solchen Mannes, sich zuvor bekannt gemacht haben, und nach denenselben seine Empfehlung einrichten. Man muß von der gerühmten Menschenliebe, Gnade, Großmuth und von der edlen

Neigung des Gönners, anderer Glück zu befördern, die Gelegenheit nehmen, denselben zu der Absicht, auf eine kluge Art vorzubereiten, welche man von ihm zu erhalten sucht. Freylich solten diese Briefe, allemal von einer würklichen Ueberzeugung, der guten Eigenschaften, eines vornehmen Mannes, und aus einem wahren Zutrauen, zu demselben, herrühren! Allein die meisten von dieser Art, haben gemeiniglich der Schmeicheley, der Verstellung, und dem Eigennutz, ihr ganzes Wesen zu danken. Vielmals erfordert es auch die allzu grosse Ruhmbegierde und Eigenliebe eines grossen Gönners, daß sein Client, ihm mehrere gute Eigenschaften rühmlich beylegen soll, als er würklich besitzet; weil er für die Gnade, welche er andern erweiset, sclavisch verehret, und schmeichlerisch erhoben seyn will. In diesem Falle, ist das Herz eines solchen gezwungenen Lobredners sowohl, als seine Schmeicheley selbst zu entschuldigen, wann er seiner Absicht, und selbst dem ruhmsüchtigen Verlangen seines Gönnes, gemäß, in diesen Briefen, die Sprache der Verstellung braucht, und seinem Gönner, mit so vielen rühmlichen Vorzügen schmeichelt, als er sich nur selbst wünschen kan, ob er gleich die wenigsten davon gemeiniglich besitzet. So thörigt aber ein grosser Mann, in solchem Falle handelt, so klug führet sich ein junger Mensch, dagegen auf, wann er sich der thörigten Ein-

falt,

falt, eines solchen Glücks-Gönners, zu seinem Vortheil, geschickt zu bedienen sucht. Allein diese Art, durch offenbahre Schmeicheleyen, zu des andern Gewogenheit, sich zu empfehlen, können nicht alle grosse Männer, vertragen, weil sie nicht alle so grosse Thoren sind. Es giebt auch vernünftige und kluge, unter denen Vornehmen; und bey diesen muß man sich freylich einer Schreibart bedienen, welche die Wahrheit ihrer Verdienste, und rühmlichen Eigenschaften, weder schmeichlerisch überschreitet, noch auch die Ehrfurcht und Hochachtung nachläßig hinten an setzet, welche solche wahrhaftig grosse Männer billig von andern verdienen, und daher auch mit Recht von ihren Clienten fordern können. Ohne sich ferner bey diesen empfehlenden Briefen, in eine weitläuftige Entschuldigung, der Kühnheit seiner Zuschrift, einzulassen, oder sogleich auf eine gewisse Bitte, bey demselben anzudringen; muß ein Client seinem Gönner, nur erst wünschend zu verstehen geben, wie er der besondern Gnade eines so verdienten grossen Mannes, sich würdig zu machen, schon für sein Glück schätze. Man suche darauf um die gnädige oder gütigste Erlaubnis nach, demselben die Empfindungen, seiner wahren Ehrfurcht und Hochschätzung, noch ferner durch seine unterthänige, oder gehorsamste Zuschrift, bezeigen zu dürfen; und endlich suche man mit verbindlichen Aus-

drücken, der Gnade und Gewogenheit seines Gönners, sich auf eine wohlanständige Art, aber nicht sclavisch, und kriechend, beym Schlusse des Briefs, zu empfehlen. Ein junger Mensch, muß in solchen Briefen, auch nicht leicht von sich selbst, oder von seiner Geschicklichkeit reden, und wenn er es ja bey Gelegenheit thun solte; so müste es doch mit einer eben so behutsamen Kürze, als nöthiger Bescheidenheit, und ohne den geringsten Anschein einiger Prahlerey, geschehen. Bisweilen kan die Bekanntschaft, in welcher man bey einem vornehmen Manne schon steht, eine solche Zuschrift, um vieles leichter machen, weil man es alsdann schon für eine Pflicht ansehen darf, demselben seine Hochschätzung und Ehrerbietung, auf diese Art, bisweilen zu bezeugen, und seiner Gnade zugleich sich verbindlich dabey zu empfehlen. Oefters verpflichtet einen jungen Menschen, auch wohl selbst der Befehl, eines solchen vornehmen Mannes, zu Briefen von dieser Art, und dieses kan auch ein Umstand werden, welcher die Empfehlung seiner Persohn, mehr erleichtert, ob der Brief schon in andern Stücken, und gleichsam als eine verlangte Probeschrift, seiner Geschicklichkeit, auf welche man in diesem Falle besonders zu sehen pflegt, deswegen mehr Behutsamkeit und Schönheit erfordert. Alle Briefe von dieser Gattung, müssen überhaupt sowohl nach ihrem Vortrage, als auch

nach

nach ihrer Schreibart kurz abgefaßt werden; weil man sonst den Ruhm seines Gönners, entweder schmeichlerisch übertreiben, oder mit weitläuftigen und leeren Complimenten, die Gedult desselben ermüden, und ihn dadurch auf dem Verfasser des Briefs, mehr verdrüßlich, als gnädig machen würde. Die Schreibart muß in diesen Briefen, auch durchgehends ehrerbietig, ernsthaft, und fein, nicht aber steif und gezwungen, seyn. Man gerathe daher bey dieser Gattung von Briefen ja nicht in des Herrn Lünigs Staatscanzelley, weil man sonst vielleicht nur gar zu wohl stylisirt schreiben, und die natürlichen Eigenschaften guter Briefe, ganz darüber vergessen möchte.

§. 14.

Bittende Briefe sind ein geäusfertes Verlangen, nach gewissen Vortheilen, zu deren Erfüllung man dem andern zu bewegen sucht.

Die Abfassung solcher Bittschreiben, kommt jungen Leuten, auch sehr oft vor, und sie ist um ein grosses leichter, als ein empfehlender Brief, weil sie reicher an Materie ist. Wenn man einen um etwas bittet, so macht das Verlangen und die Begierde, das Gebetene auch von ihm zu erhalten, einen jeden schon von sich selbst beredt; und man braucht, wann ich so reden darf, nur noch einige Kunstgriffe,

dieses Verlangen, unter solchen Bewegungs-gründen, dem andern zu erkennen zu geben, die ihm gleichsam auf eine gewisse Art nöthigen können, uns das Gebetene auch wirklich zu erweisen. Dasjenige aber, was man von einem bittet, muß entweder selbst in seinem Vermögen stehen, oder er muß es doch durch sich, uns zu wege bringen können, Er selbst auch in beyden Fällen keinen besondern Schaden oder Nachtheil, dadurch leiden dörfen. Wenn man dieses als etwas Vorausgesetztes gewiß weiß, und sodann einen in der Hofnung eines guten Erfolgs, um etwas bitten will; so muß man ihn zuvor erst dazu durch gewisse Gründe, zu bewegen suchen, damit unser Verlangen einen Einfluß in seinen Willen bekömmt, und er von diesen Gründen überzeugt, die Erfüllung der an ihm ergangenen Bitte, als eine gewisse Nothwendigkeit, oder Billigkeit ansieht, und dadurch um so viel eher geneigt wird, unser Verlangen zu befriedigen. Die Bewegungsgründe, welche bey dem andern, eine solche Nothwendigkeit würken sollen, uns das Gebetene, auch wirklich zu geben, oder zu verschaffen, müssen also den andern völlig überzeugen, daß die Erfüllung unserer Bitte, nicht nur in seiner Gewalt steht, sondern ihm auch nicht schädlich sey, wir aber das Gebetene würklich benöthiget sind, und unsere Wohlfarth oder Glück, dadurch kan befördert werden. Diese Vorstellungen müssen auf eine lieb-

kosende

kosende und einnehmende Art, dem andern so lebhaft und überzeugend vorgestellet werden, daß man ihm gleichsam alle Einwendungen, welche er bey sich selbst darwider machen könnte, dadurch benimmt, und er selbst eine Unbilligkeit sich vorwerfen müste, wann er uns eine Bitte abschlagen wolte, deren Erfüllung doch in seiner Gewalt stünde; die ihm leicht und nicht schädlich; uns aber höchst nöthig und vortheilhaft wäre. Auf diese Art, deucht mich, könnte ein solches Bittschreiben, den andern in eine gewisse Nothwendigkeit setzen, unser Verlangen zu erfüllen; wenigstens dürfte es ihm schwer fallen, einen wahrscheinlichen Vorwand zu finden, durch welchen er, ohne sich seiner Unbilligkeit, selbst zu schämen, eine solche Bitte gänzlich abschlagen könnte. Die Bewegungsgründe, können auch von Seiten des andern, hergenommen werden, da man sich besonders auf seine Gnade, Großmuth, und das edle Bestreben, andern zu helfen, und sie durch sich glücklich zu machen, bezieht; ferner auch von Seiten des Bittenden, durch eine lebhafte Vorstellung, seiner Bedürfnis, und durch das ohngezweifelte Zutrauen, welches er bereits in dem gnädigen Beystand, eines so großmüthigen Menschenfreundes, gesetzt habe, und nach welchem er der geneigten Erfüllung seiner Bitte, schon voller Ehrfurcht und Dankbegierde, entgegen sehen könnte. Diese, und andere der-

gleichen

gleichen Umstände, wenn sie der Bitte, in einem Briefe, entweder vor, oder nachgesetzt werden, können einem Gönner, wann er anders ein Menschenfreund, und auf seinen eigenen Vortheil, nicht selbst zu sehr bedacht ist, allemal eher zu Erfüllung unseres Gesuchs bewegen, als wenn man demselben nur nachlässig, und gerade hin sagen wollte: Daß man dieses und ienes benöthiget sey, und ihn also ersuchte, weil es in seiner Gewalt stünde, unser Verlangen darinnen zu befriedigen. Dieses hiese auf eine unhöfliche Art, und gleichsam von Rechtswegen etwas von einem verlangen, der es doch als eine blosse Höflichkeit, auf seiner Seite, anzusehen hätte, wann er die an ihm gethane Bitte, auch in der That, erfüllen wolte. Bey diesen Bittschriften, muß man die Bewegungsgründe, auch besonders nach denen Eigenschaften, und nach dem Character des andern, einrichten, und daher diesen zuvor erst suchen kennen zu lernen, wenn man ihn durch ein solches Schreiben, zu seinem Vortheile, bewegen will. Diese Eigenschaften, dürfen aber so wenig, als das Lob, welches man in solchem Falle, einem beylegt, übertrieben werden; sie müssen dem andern, auch natürlich eigen, und wahr seyn, weil sonst die Verstellung und Schmeicheley, nur allzudeutlich aus einem solchen Briefe erhellen, und ienen, wann er dergleichen Unwahrheiten, von sich nicht

vertragen

vertragen könnte, deswegen mehr auf den Verfasser erzürnt machen, als ihn zu Erfüllung, der an ihn gethanen Bitte, bewegen würde. Die Bitte selbst, welche man einem Gönner, in Briefen vorträgt, muß kurz, bescheiden und ehrerbietig abgefaßt werden. Und endlich schliesset man sein Bittschreiben, unter der geäusserten Hofnung, eines guten Erfolgs, und empfiehlet sich der besondern Gnade seines Gönners, mit einer wohlanständigen und ehrerbietigen Verbindlichkeit. Dieses wäre ohngefehr die natürliche Einrichtung eines guten Bittschreibens, welches aber nach Verschiedenheit der Umstände auch verschieden seyn, und daher einem ieden nach zu besondern Gedanken, Gelegenheit geben kann. Die Schreibart, dieser Bittbriefe, muß frey, munter, ungekünstelt, ehrerbietig, und bewegend seyn. Sie darf nicht mit Witz prahlen, ob dieser gleich bisweilen sich etwas darinnen zeigen kan. Man muß wohlanständiger, und nicht allzu weitläuftiger, Ausdrücke, sich bedienen; und endlich auch den äussern Wohlstand bey diesen Briefen, besonders in Acht nehmen, wann sie in ihrer Art, sowohl gut, als auch von einem glücklichen Erfolg seyn sollen.

§. 15.

Danksagende Briefe sind, wodurch man dem andern, für das Gute, welches er uns entweder aus freyen Willen,

len, oder auf unser Bitten, erzeigt hat; und welches wir mit Rechte, von ihm, nicht hätten fordern können; wie auch für die besondere Gnade und Vorsorge eines Gönners, für unsere Wohlfarth, seine wahre Liebe, und das aufrichtige Verlangen, nichts wider seinen Willen und Wohlgefallen, zu unternehmen, mit verbindlichen Worten, zu erkennen giebt.

Diese Gattung von Briefen ist ihrem Innhalte nach nicht schwer. Die Güte eines Wohlthäters, die von ihm empfangenen Wohlthaten, und viele andere Umstände, legen uns bey diesen Briefen, wenn man würklich ein dankbares Herz besitzt, die Worte schon selbst in dem Mund, welche man seinem Gönner, zu sagen schuldig ist. Die Dankbarkeit ist überhaupt eine Empfindung, welche einen ieden leicht beredt machen kan. Sie muß aber nothwendig aus einem wahren Gefühl, und Triebe des Herzens herrühren; und die Verstellung dabey ist eben so strafbar, als schwer es ist, selbige unter dem Anschein, eines würklich dankbaren Gemüthes, natürlich vorzustellen. Man hat bey diesen Danksagungs-Briefen, auch Gelegenheit, die Gnade, Großmuth, und Menschenliebe, seines Gönners, besonders zu rühmen. Allein man muß in seinen Lobserhebungen,

bungen, nicht ausschweifen, und die Gestalt eines durch Wohlthaten gleichsam erkauften Lob-Redners, so wenig, als die Gewohnheit der Schmeichler, dabey annehmen. Ein Dankbarer, muß zugleich auch durch eine ungeheuchelte Versicherung, seinen Wohlthäter zu überzeugen suchen, daß er sich der ihm erzeigten Gnade und Gütigkeit, immer würdiger machen, und die empfangenen Wohlthaten, so anwenden werde, daß nicht nur sein, des Clienten dadurch gesuchtes Beste, würklich befördert, sondern auch der Ruhm des Wohlthäters, dabey erhoben und lebendig gepriesen werde. Die Bescheidenheit und Ehrerbietung, nehmen auch einen besondern Platz in diesen Briefen ein; doch müssen selbige nicht übertrieben und sclavisch, sondern frey, munter und natürlich ausgedrückt werden. Die Schreibart, in Danksagungs-Briefen, ist überhaupt ernsthaft, ehrerbietig, frey, lebhaft, kurz, und verbindlich, nur muß sie natürlicher, und mehr empfindender seyn, als in andern Briefen. Der Character vieler Wohlthäter, leidet auch öfters nicht, daß man von ihren Wohlthaten, viel Worte und Danksagungen macht; sie sehen es lieber, wenn man selbige wohl anwendet, und mehr in der That, sich dankbar gegen sie aufführet, als in Briefen; da hingegen andere, welche mehr Eigenliebe und Ehrbegierde besitzen, das Gegentheil weit lieber sehen. Ein dankbarer

barer Client, muß daher den Character seines Wohlthäters, recht kennen, und nach Erfordernung desselben, seine Danksagungs-Schreiben, bald weitläuftiger, iedoch nicht ausschweifend und übertrieben; bald aber kürzer, bescheidener, und ehrerbietiger einrichten. Ueberhaupt aber muß er auch bey dieser Gattung von Briefen, die Klugheit, die Umstände, und sein eigenes Herz, wohl zu Rathe ziehen, wann er durch öffentliche Danksagungs-Schreiben, seinem Gönner oder Wohlthäter, sich gefällig bezeigen, seine Gnade, gegen sich, dadurch noch mehr befestigen, und denselben in dieser guten Gesinnung zu seinen Vortheilen, ferner erhalten will.

§. 16.

Scherzhafte Briefe sind, durch deren witzige, und sinnreiche Schreibart, man den andern, auf eine angenehme Art zu unterhalten, und zu vergnügen sucht.

Bey dieser Gattung von Briefen, steht es nicht in eines ieden Gewalt, dieselbe glücklich nachahmen zu lernen. Es muß einer, der einen Anspruch auf die scherzhafte Schreibart machen will, von Natur, ein besonderes Geschicke dazu haben: Nothwendig gehört eine natürliche Lebhaftigkeit des Geistes, und ein angebohrner Witz, dazu. Alle Regeln, und

angewen-

angewendete Bemühungen, werden es allein nicht dahin bringen können, daß man sinnreich, witzig und scherzhaft schreiben lernt, wenn man nicht schon von Natur, eine besondere Gabe dazu hat. Wenigstens wird ohne dieselbe der Scherz gezwungen, unnatürlich und unangenehm seyn. Es muß also ein ieder sein Genie, und seine natürliche Fähigkeit, zuvor genau untersuchen, ehe er sich mit gutem Erfolg, an diese Schreibart wagen kan. Er muß nach des Herrn Prof. Gellerts, klugem Rathe, sehen, ob er denen Klugen durch seinen Scherz gefällt, und wann er merkt, daß ihn diese nicht loben; so kan er sicher glauben, daß er gar keine Gabe zur scherzhaften Schreibart hat; wann er auch schon Lust dazu hätte. Scherzhafte Briefe, müssen ihrem Innhalte nach, allezeit sinnreich seyn, und der Scherz macht vieles darinnen erlaubt und natürlich, was in andern Briefen, unnatürlich, und nicht wohl erlaubt seyn würde. Man muß den andern, durch diese Briefe, nicht nur von der Sache überreden, die man darinne vorträgt; sondern es muß dieses auch auf eine angenehme Art geschehen, damit der andere, ein besonderes Vergnügen dabey empfindet. Es sind nicht alle Sachen von der Art, daß sie das Sinnreiche, und einen Scherz, vertragen können: man muß daher vorzüglich auf die Sache selbst sehen, von welcher man scherzhaft schreiben will,

und beurtheilen lernen, ob sie von der Beschaffheit sey oder nicht. Die Einfälle bey der scherzhaften Schreibart, müssen allezeit gut, richtig, und ungezwungen seyn, und wann sie dieses sind; so kan man in solchen Briefen, bis zum Ende derselben, sinnreich seyn, und doch immer natürlich dabey bleiben. Der Witz muß in der scherzhaften Schreibart, auch nicht die eigene Ruhmbegierde verrathen, welche der Verfasser sich selbst dadurch zu verdienen sucht; sondern er muß blos auf die Sache, und auf das Vergnügen des andern, gerichtet seyn. Eine der vornehmsten Regeln bey diesen Briefen, ist die Kürze derselben. Ein sinnreicher und scherzhafter Brief, wird allemal angenehmer seyn, wann er kurz ist, als wann er die Denkungskraft des Lesers, zu lange anstrengt, und sie endlich durch seine Weitläuftigkeit gar ermüdet. Die Schreibart scherzhafter Briefe, muß also durchaus frey, lebhaft, munter, witzig, sinnreich, kurz, natürlich, und sich immer gleich seyn. Wer also von Natur zum Scherzen aufgelegt ist, der kan diese natürliche Fähigkeit durch Lesung solcher Schriften noch lebendiger, regelmässiger, und sich dadurch auch zu scherzhaften Briefen, leicht geschickt machen. Man ziehe besonders hierbey des Hrn. Prof. Meyers, in Halle, Abhandlung vom Scherze zu Rathe; man nehme des Herrn Prof. Gellerts, und anderer Schriften; und endlich seine eigene natürliche

türliche Fähigkeit, dabey zu Hülfe; so wird man sowohl die Eigenschaft eines guten und sinnreichen Scherzes, als auch die Schreibart desselben in Briefen, näher kennen, und nachahmen lernen. Ich habe folgendes Beyspiel aus des Hn. Prof. Gellerts Briefen hierbey angeführet, bey welchem ich aber nicht mit Gewißheit sagen kan, ob ich in meiner Wahl glücklich gewesen bin.

Vierzigster Brief.

„ Ew. Excellenz haben mir durch einen
„ von Dero Leuten .. Was mache ich doch?
„ Nehmen Sie es ja nicht übel, Herr Ritt-
„ meister, daß ich Sie Ew. Excellenz genennt
„ habe. Indem ich den Brief anfangen will:
„ so stelle ich mir vor, wie Sie einmal, als
„ General, aussehen würden. Ich sahe Sie
„ in einem Gesichte mit grossen Falten; und
„ in den Minen, wo sonst Liebe und Zärtlich-
„ keit gewohnt hatten, herrschten itzo das Al-
„ ter und der Krieg. Sie trugen eine schwarze
„ Perüke, und sahen recht fürchterlich ehrwür-
„ dig aus. Ich stehe nach meiner Meynung
„ vor Ihnen, und weil ich in der Angst nicht
„ weis, was ich sagen soll, so fange ich in
„ Gedanken an zu sagen: Eure Excellenz ha-
„ ben mir durch einen von Dero Leuten befoh-
„ len ꝛc. und in Gedanken schreibe ich diese
„ Worte aufs Papier. Es ist mir auch ganz
„ lieb. Denn bey dieser Gelegenheit habe ich
„ doch eine Seite vollgeschrieben, und Ihnen

„ zugleich eine versteckte Erinnerung gegeben,
„ daß Ihre Schönheit nicht ewig währen wird.
„ Worauf sind Sie also so stolz? Es ist noch
„ um einen Feldzug zu thun: so ist Ihr gan-
„ zer Reiz verloren. Es haben mich schon viele
„ Officiere versichert, der Feldzug in Böhmen
„ hätte Sie so entstellt, daß Sie sich kaum
„ mehr ähnlich sähen. Kommen Sie nur wie-
„ der nach Sachsen; man wird sich nicht sehr
„ um Sie zanken. Was habe ich Ihnen denn
„ gethan, mein lieber ‒ ‒ höre ich Sie sagen.
„ So? Ist dieses nichts, wenn Sie nicht an
„ mich schreiben, und so kaltsinnig mit mir
„ umgehen, als wenn ich Ihr Feldprediger
„ wäre? Sie dürfen nicht denken, als wenn
„ ich so ein grosses Verlangen nach Ihren
„ Briefen hätte, und sie nur gar zu gern läse.
„ Nein! Ich kann sie leicht entbehren. Aber
„ Sie sollen mir doch den Respect nicht ent-
„ ziehen, den Sie mir, als Ihrem Freunde
„ und als einem Gelehrten, schuldig sind. Al-
„ lein, aller Ihrer Kaltsinnigkeit ungeachtet,
„ will ich doch mein Wort halten, und Ih-
„ nen das versprochene Manuscript überschi-
„ cken. Lassen Sie es aber nicht bey der gan-
„ zen Armee herum laufen. Ich will sehen,
„ ob Sie ins künftige zärtlicher mit mir umge-
„ hen werden. Es ist leider wahr, daß ich
„ Sie noch liebe, allein wenn Sie mir nicht
„ bald schreiben; so hoffe ich es vor Ostern noch
„ so weit zu bringen, daß ich in zehen Jahren
„ nicht

„ nicht in Versuchung fallen will, an Sie zu
„ denken. Mein Vater erkundigt sich fast in
„ allen Briefen nach Ihnen, und damit ich
„ der beständigen Anfrage los werde: so habe
„ ich ihm ganz treuherzig berichtet, daß Sie an
„ einer Feldkrankheit gestorben wären. Wenn
„ Sie es aber nicht leiden können, daß er Sie
„ für todt hält: so dürfen Sie, weil Sie ohne-
„ diß gern schreiben, nur an ihn schreiben, und
„ ihm melden, daß Sie zu grossem Glücke
„ oder Unglücke noch lebten. Ich will mirs
„ gefallen lassen, und noch einige Zeit seyn rc.

§. 17.

Freundschaftliche Briefe, sind die Ausdrücke der angenehmen Empfindungen, eines freundschaftlichen Herzens, von der Liebe, der Beständigkeit, und der Freude, über des andern Freundes wahres Vergnügen, und Wohlbefinden.

Diese Gattung der Briefe, leidet keine Verstellung und Falschheit, wann sie natürlich seyn sollen. Sie müssen gleichsam aus dem innersten Gefühl eines durch die Freundschaft gerührten Herzens, herfliesen, und nicht blos den Witz, zu ihrem Ursprunge haben. Sie müssen die Gedanken des Verfassers, und alle seine Empfindungen der Seele, mit einer gewissen ohnbemerkten Offenherzigkeit, ausdrücken. Man sieht bey diesen Briefen nicht so sehr auf den

Wohlstand, als bey andern Gattungen derselben; sondern man drückt sich mit einer gewissen Art der Sorgfältigkeit, darinnen aus, die, weil sie von einem freudigen und zufriedenen Herzen herrühret, dennoch allemal besser gefällt, als wenn man die Regeln des Wohlstandes dabey auf das sorgfältigste beobachtet hätte. Diese Briefe können, nach Beschaffenheit der Materie, bisweilen auch scherzhaft seyn; der Scherz muß aber nicht zu hoch darinnen getrieben werden, sondern gewisser massen zärtlich seyn. Man kan in Freundschaftlichen Briefen, sich auch immer mehrerer Freyheiten bedienen, als in andern, weil die Persohnen, an welche man hier schreibt, unsere Freunde sind, und man daher in Ansehung des Wohlstandes und Ceremoniels, seine Gedanken in diesen Briefen, nicht so behuthsam einzuschränken braucht, als gegen andere Persohnen, welche theils die Gemüthsart, theils das Band der Freundschaft, und theils auch ihr Stand, uns nicht so gleich machen. Der Scherz in freundschaftlichen Briefen, muß aber nicht kurzweilig heraus kommen, noch ins Grobe, oder Frostige fallen, sondern er muß eine feine und freundschaftliche Denkungsart anzeigen. Der Innhalt muß vertraut, ohnverstellt, und der Freundschaft gemäß seyn, welche wir mit dem andern unterhalten. Die Schreibart dieser Briefe ist durchgehends lebhaft, munter, frey,

natür-

natürlich, und besonders rührend, weil das Herz und ein freundschaftliches frohes Gefühl, den grösten Antheil daran haben. Zum Muster der Nachahmung solcher Briefe, verdienen die sogenannten Freundschaftlichen Briefe, wegen ihres vertrauten Scherzes, wie auch die Sendschreiben an gute Freunde; welche in Danzig, als ein Wochenblat, herausgekommen sind, besonders angepriesen zu werden. Daß auch die Clarisse, wie überhaupt unter denen Briefen des guten Geschmacks, also nicht weniger unter dieser Gattung eine vorzügliche Stelle verdiene, wird ein jeder eingestehen müssen, der selbige gelesen, und ihren Character eben so gut empfunden hat, als ihre Schreibart zu schätzen weiß. Endlich verdienen auch noch die sämtlichen Briefe, des Herrn Professor Gellerts, hier einen besondern Platz; da der so geschickte Verfasser derselben, sein freundschaftliches und zärtliches Gefühl, am natürlichsten darinnen ausgedrückt, und selbige dadurch besonders zu Mustern freundschaftlicher Briefe, welche sie auch nur blos sind, gemacht hat. Man beurtheile sie also nach dieser Gattung, und nach ihrer Natur; so wird man die Unterlassung der in andern so nöthigen Pflicht des Ceremoniels, und der Tittel in Briefen, nicht mehr darinnen als einen Fehler ansehen dürfen, sondern man wird sie als freundschaftliche Briefe, ohne diesen Zwang, für die natürlichsten und besten in dieser Art, halten müssen.

Nun habe ich endlich auch die verschiedenen Gattungen der Briefe, und zugleich meine Gedanken, über die besonderen Einrichtungen, und Schreibart derselben, entworfen. Ich würde den Versuch meiner Anleitung zu teutschen Briefen, hier vieleicht beschlossen haben; wann die öftere Ersuchung einiger guten Freunde, mich nicht noch zu einer besondern Abhandlung aufforderte, welche, ob sie gleich nicht zum Wesen der Briefe gehöret, dennoch jungen Leuten, bey Verfassung derselben, oft eben so nöthig seyn will, als eine gute Anleitung, zu denen wesentlichen Eigenschaften guter Briefe selbst ist. Ein Brief, kan an sich betrachtet, und in seiner Schreibart, schön und unverbesserlich seyn; alleine würden nicht viele denselben für weniger schön, und wohl gar für ungeschickt und schlecht halten, wann der Verfasser desselben, nicht auch zugleich die Tittel, die Ehrerbietungs-Wörter, die Unterschrift, und den äusserlichen Wohlstand, nach denen oft veränderlichen Gesetzen einer eitlen Mode, auf das genaueste und richtigste dabey beobachtet hätte! Ein nur allzu aufrichtiger Gellert, mag auch hievon sagen, was ihm gefällt; Er mag den Gebrauch der Tittel, der Ehrerbietungs-Wörter, und deren veränderte Wiederhohlung in Briefen, als unnatürlich verwerfen; Er mag sie endlich selbst vermeiden, und dem gemeinen Vorurtheile nach, weniger ehrerbietig, und

gar

gar zu natürlich und vertraut, an vornehmere Persohnen, in seinen Briefen geschrieben haben; so bleibt es dennoch gewiß, daß nach dem einmal eingeführten Gebrauche, die Tittel, die Ehrerbietungs-Wörter, und der äussere Wohlstand, in Briefen eben so nöthig und ohnentbehrlich, geworden ist, als das Natürliche einer guten Schreibart selbst, obgleich dieses öfters durch den Nothzwang des erstern, sehr zurück gehalten, und viele Briefe dadurch weniger natürlich, und schön werden. Ein beliebter Gellert, schreibt zwar die natürlichsten und schönsten Briefe; allein man muß auch erwägen, daß selbige nur bloß einige Gattungen von Briefen, als scherzhafte und freundschaftliche ausmachen; und in anderen Arten, vielleicht weniger schön und Nachahmungswürdig, obgleich allemal natürlich sind. Und wer wird einen beliebten Gellert, nicht auch in diesem Verhältnisse, entschuldigen müssen, wann er sich den Character desselben sowohl, als diejenigen Umstände, genauer bekannt macht, in welchen seine Briefe sind geschrieben worden! Bald wird diesen angenehmen Schriftsteller, bey vornehmern Persohnen, sein freundschaftlicher und vertraulicher Character; bald seine vorzüglichen Verdienste; bald seine nähere Bekanntschaft; und bald andere Umstände, bey Begehung solcher äusserlicher Staatsfehler, in seinen Briefen rechtfertigen können; und man

wird sie dem ohnerachtet auch grosse Männer, mit Beyfall lesen sehen. Allein würde wohl ein anderer, und besonders ein junger Mensch, bey welchem alle diese Umstände wegfallen, gegen vornehmere Persohnen, auch eine so vertraute, scherzhafte und natürliche Sprache, in seinen Briefen führen dürffen, als ein angesehener, und auch bey denen Grossen, Verehrungswerther und beliebter Gellert, zu thun gewohnt ist? Vieleicht hat dieser aufrichtige und ungeheuchelte Biedermann, auch nur allein das Glück gehabt, blos solche vornehme Persohnen mit seinen Zuschriften zu vergnügen, welche das Vorurtheil vieler andern abgelegt haben, nach welchen sie ihre Vorzüge, ihre Ehre, ihre Tittel, und die Ehrerbietung, welche sie dieserwegen von andern verlangen, auch in Briefen, an sie, auf das genaueste beobachtet wissen wollen; und deswegen oft den besten Brief, erzürnt und ungelesen von sich werffen, wann nur der erste Tittel, ihrem Character, oder vielmehr ihrer hohen Einbildung nach, etwan einen halben Grad, zu niedrig geschienen hat. Oder vieleicht übersehen auch wohl seine vornehmen Bekannten, diese würklichen Kleinigkeiten, aus besonderer Gefälligkeit, an einem Manne, welcher durch seine grössern Verdienste, sich bereits ihren Beyfall erworben, und durch seinen aufrichtigen und unverstellten Character, auch wohl die Herzen derer Grossen,

gegen

gegen sich, etwas empfindender, und freundschaftlicher gebildet hat. Wird z. E. ein Graf, oder Baron, an welchen der Hr. Prof. Gellert nur schlechthin schreibt: Mein lieber Graf = = mein lieber Baron = = thun sie doch das ꝛc. würde der, sage ich, auch wohl mit diesen natürlichen und vertrauten Ausdrücken, zufrieden seyn, wenn kein Gellert, sondern ein anderer, sich dergleichen Schreibart in Briefen, gegen ihn bedienen wolte? Vieleicht dürfte er sich durch das Natürliche des Ausdrucks, und durch das Ihm viel zu gemein scheinende Sie, auf das äusserste beleidiget finden, ob er es gleich in des Herrn Gellerts Zuschriften, vielmals gern gelesen hätte. Die Mode, das Ceremoniel, und eine gewisse Ehrsucht der Grossen, erfordert daher bey andern Persohnen, die keine Gellerte sind, allezeit mehr Zwang, mehr Ehrerbietung, und mehr Unterthänigkeit in Briefen, als dieser beliebte Schriftsteller, in denen seinigen zu beobachten, nöthig gehabt hat. Gegenwärtige Anleitung zu teutschen Briefen, ist blos jungen Mannspersohnen gewiedmet; und diese haben theils aus Höflichkeit, theils auch aus Verbindlichkeit, und Ehrerbietung, gegen vornehmere Persohnen, fast eben so sehr auf die Tittel, und dem äussern Wohlstand, in ihren Briefen zu sehen, als auf den Innhalt, und die Schreibart derselben. Oft wird die innere Schönheit und gute Eigenschaft

genschaft eines Briefs wenig, oder wohl gar nicht bemerkt, weil der andere, sie theils nicht versteht, theils auch nicht verstehen will, und öfters auch keinen Geschmack an einem natürlichen, und gutem Briefe hat; da er hingegen seiner Ehrsucht zu schmeicheln, auf Kleinigkeiten, auf dem äussern Zierath, und besonders auf die Richtigkeit der Tittel, und Ehrerbietungs-Wörter, desto genauer merket, und nach diesen Dingen, öfters den ganzen Brief, so wie die Geschicklichkeit des Verfassers, beurtheilet. Freylich gerathen bey diesem öftern Zwange, die wenigsten Briefe, so natürlich und schön, als die Briefe des Herrn **Gellerts**. Allein dieses wollen auch die wenigsten unter denen Grossen, daß man an sie natürlich und schön schreiben soll; sie wünschen vielmehr durch Ehrfurchtsvolle und schmeichelhafte Ausdrücke, und durch grössere Tittel, als sie verdienen, ihre Ehrsucht in Briefen, befriediget zu sehen; und erfordert es nicht selbst die Klugheit von einem jungen Menschen, daß er sich nach eines iedem, und auch nach dem verderbten Geschmacke vieler Grossen, in seinen Zuschriften zu richten suche? Eben dieser Zwang, eben diese Verstellung, eben diese Ungewißheit und Furcht, bey denen Titteln und Ehrerbietungs-Wörtern, schröcken oft die meisten jungen Leute gänzlich von den Briefschreiben ab, wann sie auch schon im Stande wären, einen Brief nach seinen wesentlichen

sentlichen Eigenschaften, gehörig und gut abzufassen. Viele meiner guten Freunde, und Universitätsbekannte, haben mich oft selbst hiervon überzeugt, und deswegen noch öfters gebeten, ihnen nur eine kurze Anleitung zum rechten Gebrauch der Tittel und Ehrerbietungs-Wörter, wie auch des äussern Wohlstandes in Briefen, bekannt zu machen. Ich sehe mich daher aus Freundschaft gegen viele, dieser mir allezeit schätzbaren Musensöhne, um so viel mehr verbunden, sowohl ihrem, als auch anderer Verlangen, in folgendem Abschnitte, nach meiner Einsicht und Erfahrung in Briefen, noch ein Genüge zu thun.



Dritter Abschnitt.

Von denen Titteln, Ehrerbietungs-Wörtern, und Unterschriften, in Briefen.

Um bey dieser Abhandlung, nicht ohne Noth, weitläuftig zu werden; so übergehe ich hier, die Tittel der höchsten Standes-Persohnen; weil man an Dieselben ohnedem keine Briefe, in engern Verstande, schreibt, sondern nur, in Bittschriften, sein Verlangen demüthig zu erkennen giebt; die Tittel dieser hohen Persohnen, auch meistens beständig sind, und keine Veränderungen leiden. Ich würde überdiß auch dabey weiter nichts sagen können, als was schon viele Briefsteller gesagt haben, und was ein ieder ohne Schwierigkeit, sowohl von ihnen, als auch von denjenigen, welche die Gewohnheit eines ieden Landes wissen, leicht wird erfahren können. Ich will daher blos von denen Titeln dererjenigen Persohnen den Anfang meiner Abhandlung machen, welche nach denen höchsten Standespersohnen, die Nächsten, unter dem übrigen Adel aber die

Vornehmsten sind. Ich verstehe hierdurch die Reichsgrafen und Grafen, welche eigentlich Hochgebohrne, nach der neuern Mode aber in denen Dedicationen, wie auch in Briefen, von ihren Clienten bisweilen Erlauchte genennet werden.

Ehe ich aber zu denen Titteln der Briefe selbst komme; so ist nöthig, daß ich erst von denen Vorsatzwörtern: Eure, Eurer, und Euren, wie auch Ihre, Ihrer und Ihren, etwas gedenke, weil die meisten darinne zu verstossen pflegen.

§. 18.

Nach der Sprachrichtigkeit, solten im Teutschen, alle Wörter, wann sie die Stelle der Beywörter vertreten, in diejenige Endung gesezt werden, in welcher ihre Hauptwörter stehen.

Nach dieser Regel, müste man also mit denen Wörtern: Eure, Eurer, und Euren, richtig, und der Sprache gemäß, folgender Gestalt verfahren:

Eure Hochgräfliche, oder Hochwohlgebohrne Gnaden, oder Eure Wohlgebohrne, Eure Hochedelgebohrne, Eure Hochedle, erlauben, gnädig, gütigst, daß rc.

Ich

Ich habe die Ehre, Euren Hochgebohrnen, Hochwohlgebohrnen Gnaden; oder Euren Hochedelgebohrnen, Hochedlen unterthänigst, gehorsamst zu berichten, daß &c.

Von Euren Hochgräflichen, Hochwohlgebohrnen Gnaden; oder von Euren Hochedelgebohrnen, Hochedlen, habe ich ohnlängst den gnädigen, gütigen Befehl erhalten, daß &c.

Ist also obige Regel, (welche ein gewisser Sprachverständiger zu Wien, in einer kleinen Abhandlung, unter dem Titel: Ohnmasgebliche Gedanken, wie man sich bey Ertheilung der Ehrennahmen zu verhalten habe! angegeben hat,) richtig; so folgt; daß das Wort Eurer gar wegbleiben müste, weil man dafür regelmäßiger schreiben würde: Euren Hochgräflichen, Hochwohlgebohrnen Gnaden, Euren Hochedelgebohrnen, Hochedlen rühmliche Bemühungen das Beste nothleidender Armen zu befördern, veranlasset mich &c. ausser:

Bey solchen Persohnen, welche Excellenz genennet werden; wo ich doch auch sagen muß: Eurer Excellenz, habe ich unterthänig vortragen sollen, daß &c. weil dieses natürlicher klingen würde, als wenn man sagen wolte: Euren Excellenz &c. Es folgt ferner auch, aus obiger Regel, daß man die Vorwörter, Eure, Eurer, Euren, zur Erkänntnis dieses Unter-

Unterschieds, völlig ausschreiben, und nicht wie gewöhnlich, mit Ew. abkürzen müsse. Dieses deucht mich, erforderte ohnedies schon der Wohlstand, wenn man ihn ja in Briefen, zu einem Gesetze machen will, daß man diese Wörter völlig ausschreibe, und nicht aus blosser Nachlässigkeit und Bequemlichkeit, dieselben verkürzen dürffe. Einigen, welche in Briefen gar zu höflich seyn wollen, scheinet das Eure, Eurer, und Euren, zu gemein, und nicht Ehrfurchtsvoll genug; sie wollen daher lieber dafür schreiben, Ihro, Ihre, Ihrer, Ihren. Das erste Vorwort Ihro, verdient gar keine Nachahmung, weil es unnatürlich ist; die andern aber sind zwar natürlicher, allein in dieser Verbindung darum doch nicht gebräuchlicher, und müsten sie auch nach obiger Regel, in eben die Endung gesetzt werden, in welcher ihre Haupt-Wörter stehen, z. E. Ihre Hochgräfliche, Hochwohlgebohrne Gnaden; Ihre Hochedelgebohre, Hochedle haben den gnädigen, gütigen Befehl an mich ergehen lassen ꝛc. Ihrer Excellenz großmüthige Bemühungen, das Glück armer Musen zu befördern ꝛc. Ihren Hochgräflichen, Hochwohlgebohrnen Gnaden, Ihren Hochedelgebohrnen, Hochedlen rühmliche Bemühungen ꝛc. Von Ihren Hochgräflichen, Hochwohlgebohrnen Gnaden, von Ihren Hochedelgebohrnen, Hochedeln ꝛc.

Allein obgleich die Wörter Ihre, Ihrer, und Ihren, wie gedacht, natürlicher klingen würden, als Eure, Eurer, und Euren; so sind diese letztern in Briefen, doch einmal beliebt worden, und auch am gebräuchlichsten, daher ich glaube, man dürffe, ohne gezwungen höflich zu scheinen, nicht leicht davon abgehen. Nun komme ich auf die Tittel selbst. Ich will, wie ich bereits gemeldet habe, von denen Grafen den Anfang derselben machen. Ihr Tittel ist: Hochgebohrner ꝛc.

§. 19.

Hochgebohrne, werden genennet: Reichsgrafen; Grafen, ingleichen auch diejenigen adelichen Persohnen, welche sonst denen Grafen gleichgeachtet wurden, und unter dem Tittel: 1) Absolute Herren; 2) Semper Freye, 3) Edle Herren, 4) Pannier-Herren und 5) Frey-Herren, bekannt waren. Ferner auch in unsern Zeiten commandirende Generale und grosse Premier Minister.

Bey denen Grafen, muß man den Unterschied wissen, ob sie würkliche Reichsgrafen sind, die wegen ihrer Länder, Sitz und Stimme auf dem Reichstage haben; oder auch nur von dem Kayser mit dem Tittel: Reichsgrafen sind belegt worden; oder

oder ob sie nur schlechthin Grafen sind. Im ersten Fall, muß man dieses besonders in dem Tittel mit ausdrücken, und auch in dem Innhalte des Briefs pflegt man, wie am Ende desselben, vor der Unterschrift, einen Reichsgrafen gemeiniglich: Excellenz zu nennen. Sein Tittel wäre also:

Hochgebohrner Reichsgraf,
Gnädiger Graf und Herr rc.
Eure Hoch-Reichsgräfliche Excellenz rc.

Ist aber im andern Fall, ein Graf kein Reichsgraf; so fällt dieser Ausdruck sowohl als die Excellenz, in seinem Tittel weg; und würde man ihn so tituliren müssen:

Hochgebohrner Graf,
Gnädiger Graf und Herr
Eure Hochgräfliche Gnaden

Steht aber ein Graf in einer hohen Bedienung, welcher der Tittel Excellenz gebühret; so muß man ihn in Briefen und bey der Unterschrift gleichfalls nennen: Eure Hochgräfliche Excellenz rc. Ich muß hier ferner auch mit anführen, daß man seit einiger Zeit angefangen hat, die Reichsgrafen vieleicht zum Unterschied der andern Grafen, Erlauchte zu nennen; wenigstens ist in denen Dedicationen, dieser Tittel schon allgemein geworden. Da nun diese nichts anders, als gedruckte Briefe sind; so könnte man auch in geschriebenen Briefen, diesen Tittel so wohl bey Reichsgrafen, als auch bey andern Grafen, ohne Bedenken brauchen. Besonders aber deucht

mich, müste dieser Tittel, nur regierenden Grafen, die Land und Leute besitzen, mit mehrerm Rechte beygelegt werden: z. E.

Erlauchter Graf,

Gnädiger Graf und Herr.

Von denen angeführten Absoluten Herren; Semper Freyen; Edlen Herren; Panier Herren; und Freyherren, muß ich hier noch bemerken, daß dieses ehemals sehr alte und angesehene Häusser in Teutschland waren, daher sie auch mit denen Grafen gleichen Rang genossen, auch nach dem Staatsrechte, bey denen Reichstägen, mit auf der Grafenbank sassen, und Sitz und Stimme auf dem Reichs-Tage hatten. Wann also diese Herren, noch heutiges Tages vorkommen solten; so müste man sie gleich denen Grafen: Hochgebohrne Herren, gnädige Herren, nennen. Da aber diese alten Geschlechter theils abgestorben sind, theils auch ihre Tittel verändert haben; so wird man itziger Zeit nicht leicht mehr von ihnen etwas hören, ausser was die alten Freyherren betrifft, deren es noch verschiedene in Teutschland giebt, welche aus denen ältesten und berühmtesten Geschlechtern abstammen. Diese Freyherren, wo sie noch in dem Ansehen und Rechten ihrer Vorfahren stehen, müssen also wie die Grafen, Hochgebohrne tittulirt werden, nicht aber Excellenz, es wäre denn, daß sie noch besondere hohe Bedienungen hätten,

wel-

welchen der Tittel Excellenz beygelegt wird, und deswegen man sie denn auch in Briefen nennen müste: **Eure Hochgebohrne Excellenz** rc.

Bey dem Tittel **Excellenz** muß ich noch denen Einfältigen einen Unterschied bekannt machen, damit sich diese nicht etwan zu hoch dabey versteigen, und auch solche Persohnen, in teutschen Briefen, Excellenzen nennen, welche doch nur im Lateinischen, diesen Tittel führen, oder auch wohl mündlich, nach dem Gebrauche oder vielmehr Mißbrauche einiger Städte, Excellenzen gescholten werden. Es giebt nemlich auf vielen Gymnasiis, eine besondere Art von Excellenzen; welche man Schul-Excellenzen nennt, weil die obersten Schullehrer (Directores) gemeiniglich den Tittel Excellenz bekommen. Allein dieses ist freylich eine andere Art von - - Krebsen hätte ich bey nahe gesagt! von Titteln, meine ich; und diese Schul-Excellenzen sind sehr weit von denen Hochgebohrnen, und Hochwohlgebohrnen Excellenzen zu unterscheiden; welches man in Briefen, wohl merken muß. Andere vornehme hochadeliche Persohnen, welche zwar keine Grafen sind, aber doch nach ihrem hohen Character, den Tittel: **Hochgebohrne** bekommen, tittulirt man in Briefen:

Hochgeborner Herr,
Gnädiger Herr; oder auch:
Gnädiger und Hochgebietender Herr,
Eure Hochgebohrne Gnaden rc.

Wiewohl auch diese Persohnen, nach ihrer hohen Bedienung, und wo es gebräuchlich ist, meistentheils Excellenz genennet werden müssen; weil sogar die Minister, Geheimen Räthe und Präsidenten an Fürstl. Höfen, itziger Zeit, den Tittel Excellenz annehmen, ohneractet sie nicht Hochgebohrne können genennet werden.

Wer also wider die Tittel in Briefen, nicht verstossen will; der muß die Klugheit dabey zu Rathe ziehen, und, ehe er an solche Persohnen schreibt, sich zuvor erst nach ihren gewöhnlichen Tittel erkundigen, und diese Nachricht, bey seinem Briefschreiben, sich zur Vorschrift dienen lassen. Die ganze Tittulatur, hat überhaupt ihren Grund blos in der Höflichkeit; da es nun allezeit besser und anständiger ist, etwas mehr höflich, als weniger höflich zu seyn; so wird man auch bey denen Tittulaturen, am sichersten gehen, wenn man in zweifelhaften Fällen, einem vornehmen Manne, etwas mehr Ehre erzeigt, als es sonst gewöhnlich seyn möchte. Man muß aber auch des guten hierbey nicht zu viel thun, und in denen Titteln gar zu ungewöhnlich ausschweiffen, weil man sonst durch allzuübermässige Ehrenbezeugungen, dem andern mehr beleidigen, als sich bey ihm damit gefällig machen dürfte. Besonders thut ein Niederer und Client allemal besser, wann er seinem vornehmen Gönner, einen Tittel beylegt, der seinem Stande gemäß ist;

ob

ob ihn andere gleich etwas geringer titulliren solten. Die Unterschrift an vorstehende Personen könte seyn:

Eurer Hoch-Reichsgräflichen Excellenz,
oder Euren Hochgräflichen Gnaden;
oder Euren Hochgebohrnen Gnaden
unterthänig gehorsamster; oder
unterthänig gehorsamer;
oder auch nur: unterthäniger.

Bey Wiederhohlung des Haupt-Tittels derer Grafen, in dem Innhalte des Briefs, und nach dem Schlusse desselben, kan man den Tittel: Erlaucht, nicht wieder brauchen, sondern da müste dennoch dafür stehen: Eurer Hochgräflichen oder Hochgebohrnen Excell. oder Gnaden ꝛc. weil ich wohl sagen kan Eurer Durchlauchtigkeit, nicht aber Euren Erlauchten.

Man setzt endlich auch überhaupt zu denen Unterschriften das Wort Diener niemals gern hinzu, weil es der Ehrerbietigkeit der Unterschrift vieles benehmen soll, davon ich aber den Grund nicht anzugeben weiß.

§. 20.

Hochwohlgebohrne, werden vornehmlich die Adelichen, derer unmittelbahren freyen Reichs-Ritterschaften, in Franken, Schwaben und am Rhein, ge-

nennet; sodann auch alle übrige Vornehme von Adel; sie mögen entweder noch besondere Würden und Aemter begleiten, oder blos als Edelleute und Barone, auf ihren Güthern leben.

Bey denen Adelichen derer unmittelbahren freyen Reichs-Ritterschaften muß man merken, daß sie zu diesem Tittel, noch einen besondern Zusatz bekommen, und

Reichs- Frey- Hochwohlgebohrne
Freyherren,
Gnädige und Hochgebietende Herren,
Im Innhalte des Briefs aber gemeiniglich,
Eure Reichs-Frey-Hochwohlgebohrne
Excellenz und Gnaden

genennet werden.

Andere Adeliche aber werden tittuliret:

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnadiger und (wo es gewöhnlich ist)
Hochgebietender Herr ꝛc.
Eure Hochwohlgebohrne Gnaden ꝛc.

oder auch, wo es die Mode eingeführt hat:

Eure Hochwohlgebohrne Excellenz ꝛc.

Es ist hierbey zu merken, daß iu denen neuern Zeiten, es sehr gewöhnlich geworden, daß auch bürgerliche Persohnen, welche sich entweder für ihr Geld, in dem Adelstand erheben lassen; oder auch wohl wegen ihrer besonderen Verdienste,

dienste, mit dem Adel begnadiget werden, meistentheils Barone heissen. Diese Barone, muß man daher nicht mit denen Freyherren aus alten adelichen Geschlechtern verwechseln, und sie anstatt Barone, Freyherren nennen, weil sie von diesen, weit unterschieden, und zu der letzten Classe des niedern Adels zu rechnen sind, ob sie gleich auch: Hochwohlgebohrne und Gnädige Herren tittulirt werden müssen.

Hieher rechnet man auch noch, die sogenannten Patricien, in denen Reichsstädten, welche ebenermasen den Tittel: Hochwohlgebohrne Herren, Gnädige Herren, bekommen.

Ob man aber auch Persohnen von bürgerlichem Stande, welche nicht sind geadelt worden, den Tittel Hochwohlgebohren beylegen könne; davon läßt sich nichts gewisses sagen; es müsten denn solche Persohnen, in einem hohen Character stehen, oder der Gebrauch an manchen Orten, es eingeführt haben; oder man denselben besonders schmeicheln wollen, wenn man wüste, daß sie ehrgeizig genug wären, und dergleichen Ehrenbezeugungen gar wohl vertragen könnten; daher ein ieder hierbey seine Beurtheilungskraft; die Umstände, und die Gewohnheit des Orts zu Rathe ziehen muß, wann er sich einiger massen klug in solchen Fällen verhalten will.

Das mit dem Tittel Hochwohlgebohren, verknüpfte Ehrenwort ist: Gnädiger Herr, oder

auch: Gnädiger und Hochgebietender Herr, worunter ein Client auch wohl noch ein zweytes Ehrerbietungswort: z. E. Höchstgeneigter, oder Höchstzuverehrender Gönner setzen kan.

Das Wort Herr, muß sowohl zu dem Haupttittel, als auch zu dem damit verknüpften Ehren-Worte gesetzt werden, als:

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr. &c.

Die Unterschrift zu diesen Titteln, nach dem Schlusse des Briefs, ist eigentlich:

Euren Hochwohlgebohrnen Gnaden
unterthäniger, oder
ganz gehorsamster.
N. N.

Viele wollen aus besonderer Ehrerbietung, vor diesem zusammen gezogener Tittel, erst den ganzen Haupttittel, wie er vor dem Anfange des Briefes steht, auch nach dem Schlusse desselben, im Vocativo wiederhohlen, und hernach unter demselben, den Tittel erst zusammen ziehen, und die Unterschrift damit verbinden; z. E.

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr,
Euren Hochwohlgebohrnen Gnaden
unterthäniger.

Ob aber diese Wiederhohlung des Haupttittels, nach dem Schlusse des Briefs, besser und ehrerbietiger

erbietiger sey, als der blos zusammen gezogene Tittel? kann ich nicht sagen; doch glaube ich, daß diese unnöthige Weitläuftigkeit der Tittel, einen Brief nur noch mehr gezwungen und unnatürlich macht, und daher wohl könnte unterlassen werden. Will aber ein unterthäniger Herr, weil es doch auch einmal üblich ist, bis zum äuserſten Grad höflich und ehrerbietig seyn; so kan er seinem Gönner schon die Freude machen, daß er sich von forne und von hinten, im Briefe getittelt sieht; doch muß in diesem Falle, auf der letzteren Seite des Briefs, der Innhalt nicht vielen Raum mehr einnehmen, damit der Ehrerbietige Herr, den nöthigen Raum zu seinen Titteln behält, und die Unterschrift, auch noch einiger massen entfernt darunter setzen kan; damit dieselbe nicht gleich unter die Titulatur zu stehen kommt.

§. 21.

Wohlgebohrne, werden itziger Zeit, beynahe alle Persohnen bürgerlichen Standes genennet, welche in vornehmen oder adelichen Bedienungen stehen; als Hof- - Canzeley- - Kriegs- - Regierungs- - Justitz- und andere Räthe; ferner auch grosse Professores, auf Universitäten; berühmte Consulenten und Doctores b. R. wie auch Bürgermeister in Reichs-

Reichs-oder andern grossen Städten; und ferner Creyßamtleute; Acciß-Commissarii ꝛc.

Dieser Tittel, wurde sonst nur adelichen Persohnen beygelegt; allein, ob man gleich auch itzo junge Edelleute, welche entweder noch unter der Aufsicht ihrer Eltern stehen, oder auf Universitäten sich befinden; oder auch wohl unter der Militz, durch geringe Stellen, den Anfang zu ihrer weitern Beförderung machen, Wohlgebohrne nennen kan; so würde man doch mit diesem Tittel bey älteren und angesehenern Edelleuten, nicht dürffen aufgezogen kommen; weil man sie auf diese Art, gleichsam bürgerlich schelten, oder mit einem Tittel belegen würde, dessen sich schon bereits bürgerliche Persohnen, würklich angemaßt haben.

Das mit diesem Tittel verbundene Ehren-Wort, ist bey Schmeichlern:

Gnädiger Herr; bey andern aber:

Höchstzuverehrender; oder Höchstgeehrtester Herr:

Bey der Wiederhohlung des Haupttitels, in dem Briefe selbst, sagt man:

Eure Wohlgebohrne,

Euren Wohlgebohrnen,

und läßt das Wort: Gnaden, dabey weg, weil diese Persohnen nicht würkliche Edelleute sind, als welche letztern sich nur die Gnade, zum Unterschied ihres Hochadelichen Standes, vorbehalten wollen.

Ein

Ein Client kan auch hier unter den Haupt-Tittel, und dessen Ehren-Wort noch setzen:

Hochgeneigter Gönner, oder
Vornehmer Gönner, oder
Hochzuverehrender Gönner.

Der ganze Tittel bey denen oben angeführten Persohnen in dieser Classe, ist also:

Wohlgebohrner Herr,
Höchstgeehrtester Herr,
Hochgeneigter Gönner 2c.

welches letztere Ehrerbietungs-Wort aber nur einer brauchen kan, der bey dem andern, schon in genauerer Bekanntschaft steht, und besondere Vortheile entweder schon von ihm erhalten hat, oder doch künftig noch erwarten kan.

Die Unterschrift zu diesem Tittel ist:

Euren Wohlgebohrnen
ganz gehorsamster,
gehorsamster.

§. 22.

Hochedelgebohrne, werden alle bürgerliche Persohnen genennet, welche in ansehnlichen bürgerlichen Aemtern stehen; oder sonst ein Prädicat haben; als Tittular-Räthe 2c. Bürgermeister in Städten; Amtleute; Licentiaten; Aeciß-Inspectores; Rectores und Professores auf Gymna-

Gymnasiis; berühmte Practici; Secretaire in grossen Collegiis, und andere Persohnen von gleichem Range.

Mit diesem Tittel: Hochedelgebohner, verbindet man auch noch, besonders bey Persohnen von guter Gelehrsamkeit, das Beywort: Hochgelahrter; welches aber bey Wiederhohlung des Haupttittels in dem Briefe, weggelassen wird; da man nur setzt: Eure Hochedelgebohrne rc.

Das mit diesem Tittel verbundene Ehren-Wort, ist: Hochgeehrtester Herr, oder Hochzuverehrender Herr; und die Unterschrift:

Euren Hochedelgebohrnen

gehorsamster,
gehorsamer.

§. 23.

Hochedle, nennt man gemeiniglich alle Persohnen, welche studiert haben, und in einigem Character oder Aemtern stehen; als Syndici; Stadtschreiber, Advocaten; Actuarii in Aemtern, Rectores und Conrectores, in kleinen Städten; geringere Schulbediente; auch Candidaten die völlig ausstudirt haben, und auf Beförderungen warten. Ferner nennt man auch

noch

noch andere Persohnen Hochedle Herren, die zwar nicht studirt haben, aber doch in Ehrenämtern, oder sonst in gutem Ansehen stehen; als Bürgermeister und Stadt-Richter in kleinen Städten; Oberförsters; Accißeinnehmer; angesehene Kaufleute ꝛc.

Zu dem Tittel Hochedler, setzt man auch öfters bey Persohnen die studirt haben, das Beywort: Hochwohlgelahrter Herr, hinzu; besonderes bey denen Herren Schul-Collegen; man kan an viele dieser vorstehenden Persohnen, nebst dem ordentlichen Ehren-Worte: Hochgeehrtester Herr, auch noch ein anderes brauchen, als: geneigter Gönner ꝛc.

Die Unterschrift zu diesem Tittel ist:

Euren Hochedlen ꝛc.

gehorsamer,
ganz ergebenster
verbundenster.

§. 24.

Hochwohledle, werden alle junge Studirende auf hohen Schulen tittuliret; wie auch andere Persohnen, welche in geringen Ehrenämtern stehen, und nicht studirt haben, als Cämmerer und Rathsherren in Städten; Registratores in Aemtern ꝛc.

Zu

Zu diesem Tittel, setzt man auch noch an Persohnen, die studiren, das Beywort: Wohlgelahrter Herr. Das Ehren-Wort, ist hiebey Hochgeehrter Herr; und die Unterschrift:

Euren Hochwohledlen 2c.

ergebenster
verbundener.

§. 25.

Wohledle, werden kleinere Kauf- und Handelsleute, wie auch geschickte Künstler und andere Persohnen von einigem Ansehen genennet; als Rathsherren in kleinen Städten; Verwalter; Kirchen-Inspectores, wann sie gemeine Leute sind; Schulmeisters auf dem Lande, und die untersten Schul-Collegen, in kleinen Städten, welche nicht studirt haben.

Das Ehren-Wort bey diesem Tittel ist bey denen vornehmsten obiger Persohnen: Hochgeehrter Herr, bey denen übrigen aber auch nur: Vielgeehrter Herr.

Die Unterschrift ist:

Euren Wohledlen 2c.

ergebener
verbundener.

§. 25.

Edle, Veste, Wohlehrenveste, Großachtbare 2c. diese Tittel werden einzelnen

einzelnen Persohnen, in Briefen nicht mehr beygelegt; sondern kommen nur noch in denen Tittulaturen, an ganze Collegia, als Stadträthe ꝛc. mit vor.

§. 27.

Dieses wären also meiner Einsicht nach, die neuesten und gebräuchlichsten Tittulaturen, unter deren besondere Classen ein ieder selbst diejenigen Persohnen, noch hinzu setzen kan, welche mit denen bereits angeführten, von gleichen Range und Stande seyn sollen. Ich merke hierbey nur noch überhaupt an; daß alle vorstehende Tittel, derer Mannspersohnen, auch ihren Weibern, und erwachsenen Töchtern, nebst denen damit verknüpften Ehrerbietungs-Wörten, müssen beygelegt werden, weil diese Frauenzimmer die Ehrenbezeugungen ihrer Männer und Väter, zugleich genüssen.

Dieses ist die Ordnung der Tittel in Briefen, an weltliche Persohnen; da nun die Geistlichkeit, wiederum ihre besondere Tittulatur hat; so will ich auch diese, in folgendem noch abhandeln, und von dem höchsten Tittel

der Evangelischen Geistlichkeit anfangen, er ist: Hochwürdiger.

§. 28.

Hochwürdige, werden bey uns genennet: Domherren in hohen Stiftern; General-Superintendenten; Oberhofprediger; berühmte Doctores und Professores der Theologie auf hohen Schulen; Pastores Primarii in Reichsstädten rc.

Was die Weiber und Töchter derer Herren Geistlichen in Ansehung der Tittulatur betrifft, so muß ich hier überhaupt anmerken, daß diese Frauenzimmer an der Ehrwürdigkeit ihrer Männer und Väter keinen Antheil nehmen, sondern insgesammt weltliche Tittel bekommen müssen, daher man die Weiber derjenigen geistlichen Persohnen, welche hochwürdig tittulirt werden,

Wohlgebohrne Frauen,

Höchstgeehrteste, oder höchstzuverehrende Frauen, in Briefen benennen kan.

Sind aber einige davon aus adelichen Geschlechtern; so würde man ihrem geistlichen Adel, ohnfehlbar zu nahe treten, wenn man sie nicht:

Hochwohlgebohrne Frauen,

Gnädige Frauen,

nennen wolte.

Mit

Mit dem Tittel Hochwürdiger, verbindet man auch noch oft das Beywort: Hochgelahrter Herr. Einige setzen ferner hinzu.

In Gott Andächtiger;

Allein diese letztere Benennung ist nicht aller Orten gebräuchlich, sondern nur in einigen Landen, als in Schlesien rc.

Das mit dem Tittel Hochwürdiger, verbundene Ehrenwort ist: Höchstzuverehrender Herr. Bey Wiederholung des Haupttittels, in dem Innhalte des Briefs, schreibt man: Eure Hochwürden, oder auch, wo es gewöhnlich ist:

Eure Hochwürdige Magnificenz rc.

Das Wort Magnificenz, setzt man auch bisweilen, dem Haupttittel, bey dem Anfange des Briefs, voraus, als:

Magnifice,
Hochwürdiger und Hochgelahrter Herr,
Höchstzuverehrender Herr,

Die Unterschrift ist:

Eurer Hochwürdigen Magnificenz,
oder Euren Hochwürden rc.
ganz gehorsamster
gehorsamster.

§. 29.

Hochehrwürdige, werden genennet Superintendenten in Städten, und

bey denen Aemtern; die vornehmsten Geistlichen, in Reichsstädten, nach dem Oberpfarr; ingleichen die Archi-Diaconi, in grossen Städten.

Das Ehrenwort bey diesem Tittel ist: Hochzuverehrender, oder auch Höchstgeehrtester Herr, worunter einige noch setzen können: Hochgeneigter Gönner, oder Hochgeschätzter Gönner. Dem Haupttittel, wird auch hier, das Beywort: Hochgelahrter beygefügt; daß also der ganze Tittel, heissen würde:

Hochehrwürdiger und Hochgelahrter Herr,
Hochzuverehrender Herr,
Hochgeneigter Gönner.

Die Unterschrift:

Euren Hochehrwürden ꝛc.
gehorsamster,
ganz ergebenster.

NB. Die Weiber, dieser Hochehrwürdigen Herren, werden:

Hochedelgebohrne Frauen,
Hochgeehrteste Frauen,

genennet.

§. 30.

Hochwohlehrwürdige, tittulirt man die Diaconos, und Sub-Diaconos, in

in kleinen Städten; wie auch angesehene Geistliche, auf dem Lande.

Das Ehrenwort dabey ist: Hochgeehrtester Herr. Zu dem Haupttittel kan man auch noch das Beywort hinzusetzen: Hochwohlgelahrter Herr ꝛc. Der ganze Tittel wäre also:

Hochwohlehrwürdiger und Hochwohlgelahrter Herr,
Hochgeehrtester Herr.

Die Unterschrift:

Euren Hochwohlehrwürden ꝛc.
ganz ergebenster
ergebenster
verbundenster.

Die Weiber dieser Geistlichen, werden genennt:

Hochedle Frauen,
Hochgeehrteste Frauen.

§. 31.

Wohlehrwürdige, solten eigentlich alle Pfarrer auf dem Lande, tittulirt werden; weil aber die angesehensten Dorf-Geistlichen, schon einen halben Grad höher gestiegen sind, und nach der Mode: Hochwohlehrwürdige Herren, genennet werden; so müste man diesen Tittel, nur denjenigen Herren Pfarrern, beylegen, welche wegen ihrer schlechten Dienste,

nicht viel Aufsehens machen, sondern auf ihren kleinen Dörfern, in gebührender Demuth und Stille, dahin leben.

Das Ehrenwort ist hier: Hochgeehrter Herr, und die Unterschrift:

Euren Wohlehrwürden etc.
ergebenster
verbundenster.

Die Weiber dieser Wohlerwürdigen Herren Pfarrer, wann sie eben so demüthig, als ihre Männer sind, werden:

Hochwohledle Frauen,
Hochgeehrte Frauen,

genennet.

§. 32.

Ehrwürdige Herren, tittuliren zwar noch alle Bauren, ihre Herren Dorf-Pfarrer; weil sich aber nach itziger Mode, die Tittulatur derselben, ins Hochwohl, und Wohlehrwürdige erhoben hat; so scheinet dieser Tittel in der besten Welt, und in Briefen, gänzlich abgekommen zu seyn; man müste denn um ihn auch unterzubringen, die sogenannte halb ehrwürdige Geistlichkeit, gleichfalls einen halben Grad höher steigen lassen, und die Herren Dorfrectores, Cantores, und Schulmeister: Ehrwür-

Ehrwürdige Herren

nennen, wann es mit Erlaubnis, derer Hochwohl- und Wohlehrwürdigen Herren geschehen könnte; als welchen dieser Tittel eigentlich zukäme.

§. 33.

Alle diese vorberührten Haupttittel, werden in dem Innhalte derer Briefe, zwar mit Eure, Euren wiederhohlet; damit aber diese Wiederhohlung nicht so öfters vorkommen, und die Schribart der Briefe, dadurch gar zu steif, und unangenehm machen möchte; so verwechselt man den Haupttittel daher, mit denen Wörtern Dieselben, Denenselben, Sie, Ihnen rc.

Die Höflichkeit itziger Zeiten, hat, wie in denen Hauptlitteln, so auch in diesen Wörtern, Dieselben und Denenselben, wann sie mit ienen in Briefen verwechselt werden, gleichfalls eine Aenderung ausgedacht, und selbige, um sie an vornehmere Persohnen, ehrerbietiger zu machen, um einen halben, und ganzen Grad erhöhet, und mit dem Vorsatze hoch- und höchst, vermehret, oder vielmehr unnatürlicher gemacht.

Höchstdieselben, Höchstdenenselben werden blos Fürstliche, und noch höhere Standespersohnen genennet,

Hochdieselben, Hochdenenselben die Hochgebohrnen; Hochwohlgebohrnen und Wohlgebohrnen Herren; wie auch die Hochwürdigen.

Dieselben, Denenselben aber die übrigen Persohnen.

Indessen sind auch diese Wörter, ohne ihren Vorsatz, schon zu steif in Briefen, und die Wörter Sie, Ihre, Ihnen, Ihren, würden oft weit natürlicher klingen.

§. 34.

Wenn man nach dem Schlusse des Briefs, und bey Wiederholung des Haupttittels, nicht den ganzen Tittel der Persohn im Vocativo, wie er schon vor dem Anfange des Briefs stehet, nach einiger Gebrauch, mit vieler Weitläuftigkeit, noch einmal ausschreiben will; z. E.

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger und Hochgebietender Herr,
Höchstzuverehrender Gönner,
Euren Hochwohlgebohrnen Gnaden
unterthäniger.

So

So drückt man diesen Umschweif kürzer, und gewöhnlicher, nach folgender Art aus:

Euren Hochwohlgebohrnen Gnaden,
meines gnädigen und Hochgebietenden Herrn
unterthäniger
N. N.

Eben so kan man auch mit denen höhern und niedern Titteln verfahren, wenn man nicht bey blossen Staats- und Ceremoniels-Schreiben, sich dieser Weitläuftigkeit mit Fleiß bedienen will.

§. 35.

Da man in unsern Zeiten, die fremden, und besonders die französischen Wörter, aus denen teutschen Briefen, meistentheils verbannet, und einmal angefangen hat, reine teutsche Briefe schreiben zu lernen; so sollte man billig in diesem löblichen Eifer, für die Verbesserung der Briefe in unserer Muttersprache, auch darinnen fortfahren; daß man die französischen Aufschriften der Tittel, davon verbannete, und teutsche Aufschriften, auf teutsche Briefe setzte.

Dieses würde nicht nur vielen Persohnen, welche theils Briefe schreiben, theils auch damit

umgehen müssen, und öfters der französischen Sprache nicht völlig mächtig sind, weit leichter, und verständlicher seyn, sondern es würde auch unserer Muttersprache gewiß zu grösserer Ehre gereichen.

Dieses sind nun die verschiedenen Classen, derer weltlichen und geistlichen Tittel, nebst ihren gewöhnlichen Ehren-Wörtern und Unterschriften; die ich aber eben so wenig für gewisse Regeln und untrügliche Wahrheiten ausgeben will, als wenig man überhaupt die Tittulaturen, unter gewisse Regeln und Classen zwingen kan. Es geht denen Titteln, gemeiniglich wie der veränderlichen Mode. Sie nehmen bald in diesem Lande, bald an jenem Orte, eine andere Gestalt an, und es lässet sich dieserwegen niemals etwas gewisses davon bestimmen. Ein junger Mensch, der also, bey denen Tittulaturen, sich klug verhalten will, muß bey seinem Briefschreiben, in diesem Stücke, sich niemals auf die Tittulatur-Bücher verlassen, sondern in dem Lande, oder an dem Orte, wo er Briefe schreibt, selbst um die Mode derer daselbst gebräuchlichen Tittel, sich bekümmern, und seine eigene Beurtheilungskraft dabey zu Hülfe nehmen. Die Tittel, welche ohngefehr vor zehen Jahren Mode gewesen sind, werden itzo schon zu altväterisch klingen, und ungebräuchlich seyn; und die Tittularbücher, welche

welche in eben den Jahren geschrieben worden, sind folglich dieser Veränderung eben so gut unterworfen, als ihre Tittel selbst. Die besonderen Classen derer Tittel, welche ich nach dem Unterschiede und Stande, derer Persohnen, hier aus einander gesetzt, und jungen Leuten besonders deutlich zu machen, mich bemühet habe; lassen sich zwar nach der itzigen Mode, ziemlich vertheidigen; allein wer weiß, ob nicht eine neuere Mode, schon hie und da, wieder davon abgehet, und neue Veränderungen gemacht hat! Man verlasse sich daher eben so wenig auf diese Tittel, als auf die gewöhnlichen Tittularbücher, ob ich schon nicht begreife, wie man, ohne neue Tittel zu erdenken, und einzuführen, künftig in denen Tittulaturen höher steigen könte, als ich selbige hier aus einander gesetzt habe. Man müste die Grafen fürstlich, die Edelleute gräflich, die Bürgerlichen adelich, und den gemeinen Mann: Hochedelgebohren, nennen; sonst weiß ich nicht, wie man noch weiter von Ihren anitzo gewöhnlichen Haupttitteln abgehen und höher darinnen steigen könnte; dieses aber kan ich mir auch nicht überreden, daß man in denen künftigen Zeiten, demüthiger werden, und geringere Tittel annehmen sollte. Die Haupt-Tittel, müssen also vermuthlich bestehen, ob man gleich in denen damit verbundenen Ehren-Wörtern, Aenderungen machen, und sie noch mehr erhöhen kan. Man nehme daher bey die-

ser

ser Anleitung, nur seine eigene Beurtheilung, und die gewöhnliche Mode, zu Hülfe; so wird man schon einiger massen, in denen Tittulaturen zurechte kommen können.

Nächst denen Titteln, finde ich auch noch eine kleine Abhandlung, von dem äussern Wohlstande der Briefe, für junge Leute, nöthig; und diese will ich in dem folgenden Abschnitte, noch beybringen, und meine Anleitung zu teutschen Briefen zugleich damit beschliesen.



Vierter

Vierter Abschnitt.

Von dem äussern Wohlstande in Briefen.

§. 36.

Zu dem äussern Wohlstande, und Schönheit, eines Briefs, gehöret vornehmlich eine leserliche und schöne Hand; welche sich besonders in Zuschriften an vornehmere Persohnen, mehr Mühe geben muß, als in andern Briefen.

Ein Brief sey auch nach seinem Innhalte, und nach denen wesentlichen Eigenschaften einer guten Schreibart, noch so gut gerathen; so wird er in denen Augen des Lesers doch allezeit vieles von seinem Werthe verliehren, wann er nicht zugleich auch schön geschrieben, und nach dem äusserlichen Wohlstande geschickt und sauber eingerichtet ist. Der Anblick einer schönen Schrift, nimmt den Leser, schon im voraus für dieselbe ein; und viele werden sie öfters blos deswegen loben, weil sie schön und mit einiger Kunst geschrieben ist; wann sie auch gleich dem Innhalte nach, nicht allemal mit der äusserlichen Zierde überein kommen sollte.

Vielmals

Vielmals weiß der Leser selbst nicht einmal, was zu der innern Schönheit eines Briefs, gehöret, und ob schon der Innhalt eines Briefs, oft der Mühe des Schreibers, nicht werth ist; so beurtheilt man doch gemeiniglich denselben, nach der Kunst, welche der Verfasser, äusserlich dabey angewendet hat. Eine schöne Hand macht einen jungen Menschen, schon allein beliebt, und kluge Kenner werden ihn alsdann noch viel höher schätzen, wann die Einrichtung und Schreibart, seiner Briefe, eben so schön ist, als ihre Buchstaben. Ein vornehmer Mann, dürfte es einem jungen Menschen vieleicht auch sehr übel auslegen, wann er mit einer flüchtigen und nachläßigem Feder, sich ihm schriftlich empfehlen, oder auch in andern Fällen mit unleserlichen und unsaubern Zuschriften, demselben beschwerlich fallen wollte. Er wird sich vielmehr dadurch beleidiget finden, wenn man den Wohlstand gegen ihn, aus den Augen setzt, und mit eben der Nachlässigkeit an ihn schreibt, mit welcher man etwan an seines gleichen zu schreiben, gewohnt seyn möchte. Es wird einem solchen Manne, hingegen besonders vergnügen, wenn er sieht, daß man aus Hochachtung gegen ihn, und um ihn zu gefallen, auch in dem äussern Wohlstande seines Briefs, einen besondern und sorgsamern Fleiß angewendet hat. Die Schrift in Briefen, muß nur durchgehends recht leserlich seyn, wann

sie

sie auch nicht allemal schön ist, weil dieses nicht in eines jeden Verfassers Gewalt stehet; leserlich aber ein jeder, auch bey einer schlechten Hand, schreiben kann, wann er nur einige Mühe dabey anwendet, und nicht nach einer üblen Gewohnheit, nachläßig, flüchtig, und, ohne Unterschied der Persohnen, seine Schriften verfertiget. Es kan einen Brief nichts mehr verhaßt machen, als wenn der Leser bey einer jedem Zeile desselben stille stehen, und die unleserlichen Worte, gleichsam erst zusammen buchstabiren muß, ehe er ihren Verstand errathen kan; und würde ein solcher Brief, einen jungen Menschen wohl beliebt machen können, wann er auch in seiner Art, der schönste wäre?

§. 37.

Ein guter Brief, muß, wie nach seiner innern Schreibart, also auch nach der äussern Schönheit seiner Buchstaben, sich durchaus gleichsehen, und auf einer Seite eben so schön geschrieben seyn, als auf der andern.

Viele junge Leute, denen das Brief-Schreiben insgemein sehr sauer ankommt, oder die vielmehr, wann ich es laut sagen darf! zu faul dazu sind, haben die üble Gewohnheit, daß sie gemeiniglich etliche Tage, über einem Briefe zubringen, den sie doch in so viel Stunden, verfer-

verfertigen könnten. Wenn diese geschwinden Herren nach einem langen und saumseligen Entschlusse, endlich zu dem Anfange eines Briefs kommen, oder Ehrenhalber wohl öfters darzu genöthiget werden; so brauchen sie nach ihrer Bequemlichkeit nunmehr eben so viel Zeit, den Brief wieder abzuschreiben, als sie nöthig gehabt haben, denselben zu entwerffen, oder sich auch wohl nur darzu zu entschliessen. Sie machen heute einige Perioden, und morgen wieder einige; den dritten oder vierten Tag wird der Brief erst fertig; alsdann brauchen sie eben so viele Tage, denselben wieder abzuschreiben; heute fangen sie die erste Seite des Briefs an, morgen die andere, in etlichen Tagen sind sie schon bis an den gehorsamen Diener und mit ihrem Nahmen zugleich ans Ende ihrer so sauren Arbeit gekommen, und so wird ein Brief, in 8. oder 14. Tagen, nach und nach, und gleichsam Stückweise, endlich zusammen gebracht. Ein Gelehrter, der nach einem vieljährigem Fleisse, endlich mit einem ganzen Folianten, nach Wunsche zu Stande gekommen ist; kan vieleicht, bey dem Ende seines grossen Werks, so froh nicht seyn, als ein saumseliger Briefschreiber, bey dem Ende weniger Blätter ist! Ohnmöglich kan ein Brief, auf diese Art, weder nach seinem innern, noch äussern Wohlstande, sich durchgängig gleich sehen. Man ist nicht alle Tage zum Denken, und zum

Schön-

Schön schreiben, gleich aufgelegt. Heute denkt man frey und lebhaft, und morgen schon ängstlicher und gezwungen; heute hat man eine leichte Hand zum Schreiben, und morgen ist sie schon schwerer, und ungeschickter zu dieser Arbeit. Dadurch wird die Schrift eines Briefs sich ungleich; die Feder, die auf der ersten Seite fein und klar geschrieben hat, zeigt auf der andern und dritten, schon gröbere Züge; und die Buchstaben, welche auf der ersten Seite, schön sind, werden auf der andern und letzten, desto nachlässiger. Die Dinte selbst, machet auch öfters einen Unterschied und Uebelstand, in einem solchen Briefe, und man kan aus ihrer veränderten Gestalt, leicht abnehmen, wie viel Tage, der Herr Verfasser, über seinem Briefe zugebracht hat. Dieses alles kan man gar leicht vermeiden, wenn man mit einer wohlzubereiteten Dinte, und mit gleichem Fleisse, ohne davon abzubrechen, oder gar davon zu gehen, seinen Brief zu Stande bringt.

§. 38.

Alle Wörter in einem Briefe, müssen nach dem äussern Wohlstande desselben, völlig ausgeschrieben, nicht aber zur Helfte abgekürzt, und die andere Helfte davon errathen, oder von dem Leser in Gedanken hinzugesetzt werden.

Viele wissen es nicht einmal, daß dieses den äussern Wohlstand eines Briefs beleidiget, wenn man in Zuschriften an vornehme Persohnen die Hauptwörter, und besonders die Tittel, bey ihrer Wiederholung in dem Innhalte des Briefs, sowohl, als auch nach dem Schlusse desselben, hinten abkürzt, und nur mit der vordern Helfte der Buchstaben, den ganzen Tittel anzeiget; bey vielen aber rührt dieser üble Gebrauch, nur aus einer blossen Nachlässigkeit her; damit sie bald mit dem Briefe zu Stande kommen wollen. Die Wörter **Eure, Eurer** und **Euren**, müssen daher nebst denen Titteln, welchen sie vorstehen, an vornehme Persohnen, durch den ganzen Brief, völlig ausgeschrieben, und nicht nach der allgemeinen, aber deswegen nicht allemal löblichen und nachahmungswürdigen Gewohnheit, das erstere, mit **Ew.** angedeutet, das andere aber nur zur Helfte ausgeschrieben werden. Ein Brief unterscheidet sich eben darinne von seinem Concepte: daß er mit mehrer Sorgfalt, und grösserm Fleisse, muß geschrieben, und nicht gleich diesem, zu des Verfassers eigenem Bequemlichkeit, die Wörter darinnen halb dürffen verstümmelt werden.

§. 39.

Die erste Zeile, oder der innere Haupttittel, womit man die Persohn, an welche der

der Brief gerichtet ist, anredet; muß nach dem äussern Wohlstande, allezeit mit grössern, oder sogenannten Canzelleybuchstaben, geschrieben, und bey iedesmahliger Wiederhohlung desselben, sowohl in dem Innhalte des Briefs, als auch nach dem Schlusse, und vor der Unterschrift, eben diese Canzelleyschrift, dabey wiederhohlet werden.

Dieser Punct ist schon einem iedem selbst bekannt genug, als daß ich mich länger dabey aufzuhalten nöthig haben solte. Nur dieses bemerke ich noch, daß die andere Zeile des Haupttittels, niemals groß, sondern mit gewöhnlicher Currentschrift, muß geschrieben werden, z. E.

Hochedelgebohrner Herr,
Insonders Hochzuverehrender Herr.

Wenn man aber in dem Innhalte des Briefs, das Ehrenwort, alleine und ohne dem Haupttittel braucht; so kan man es alsdann auch mit Canzelleybuchstaben schreiben, z. E. Sie allein sind es, Gnädiger oder Hochzuverehrender Herr! auf dessen großmüthigen Beystand, ich in dieser Sache ein sicheres Zutrauen setzen kan 2c.

§. 40.

Die erste Zeile, oder der Haupttittel, in einem Briefe, muß nach dem äussern

Wohlstande desselben, wenigstens 2 Finger breit, von dem obern Rande des Papiers, abstehen; nach diesem Haupttittel aber, und dem darunter gesetzten Ehrenworte, muß wieder doppelt so viel Raum, oder eine Hand breit, bis zu der ersten Zeile des Briefs, leer bleiben; und unter dem angefangenen und in etlichen Zeilen fortgeschriebenen Innhalte des Briefs, endlich bis zum untersten Rande des Papiers, auf der ersten Seite, wiederum 2 oder auch wohl 3 quer Finger breit, Platz gelassen werden.

Je vornehmer die Persohn ist, an welche man schreibt, desto breiter muß auch der leere Raum des Papiers, an denen bezeichneten Orten gelassen werden. Man setzt daher in Briefen an vornehme Persohnen, dem Wohlstande sowohl, als der Ehrerbietung gemäß, nur 3 oder 4 Zeilen, auf die erste Seite des Bogens. Auf der andern Seite, muß die erste Zeile, unter dem Tittel, der ersten Seite, angefangen, und sodann auch auf der dritten sowohl, oben, als unten, ein gleicher leerer Raum gelassen werden; so, daß die beyden ersten Zeilen, der andern und dritten Seite einander gerade gegen überstehen, und auch unten, die letzten Zeilen,

auf

auf beyden Seiten, einander gleich sind. Auf der letzten Seite aber, kan man die erste Zeile schon etwas höher anfangen, zumal, wenn der Brief noch nicht bald schlüssen solte; damit zu Wiederhohlung des Haupttittels, und nach demselben, bis zur Unterschrift des Briefs, wiederum der gehörige Platz kan frey gelassen werden. Diese Dinge müssen junge Leute mehr und deutlicher aus guten Beyspielen, als aus blossen Regeln und Vorschriften erlernen.

§. 41.

Der erste Haupttittel in einem Briefe, wie auch das erste Wort, des Briefs selbst, und endlich die Wiederholung des Haupttittels, nach dem Schlusse desselben, müssen nach dem äussern Wohlstande, allemal mit grossen und entweder sogenannten kleinen Fractur, oder grossen Canzelley-Buchstaben, angefangen werden, damit sie sogleich, und besser in die Augen fallen.

Einige verschwenden oft an diesen Erstgeburten, ihre ganze Geschicklichkeit in der Schreibekunst, und glauben, daß sie allein die äussere Schönheit eines Briefs ausmachen; andere aber geben denenselben eine so abscheuliche Riesengestalt, daß man sogleich bey ihrem Anblick erschrecken möchte, ja man verliert sich oft in

diesen verschlungenen Zierrathen, wie in einem Irrgarten, wenn man sie etwas näher betrachtet. Beydes läßt abgeschmackt und kindisch, weil diese Anfangsbuchstaben, weder zierlicher noch grösser seyn dürfen, als das Verhältnis der nachfolgenden, es nach der Schreibekunst, erfordert.

§. 4.

Die Unterschrift, nebst dem Nahmen des Briefsschreibers, muß nach der Ehrerbietung, gegen vornehmere und Standespersohnen, ganz tief am untern Rande derjenigen Seite des Bogens, gesezt werden, wo der Brief aufhöret; und zwar allemal in den Winkel der rechten Hand; gegen über aber und auf den gebrochenen Rand, der linken Seite, der Ort, der Tag des Monats, und die Jahrzahl.

Auch in diesem Stücke, schweiffen junge Leute öfters aus, weil sie aus allzugrosser und vielmehr lächerlicher Ehrerbietigkeit, ihre Nahmen lieber gar wie bey alten Thalern, und Schaustücken, um den Rand herum setzen möchten, als daß sie nur den mindesten leeren Raum, noch darunter verstatten solten. Sie schreiben ihre Nahmen auch oft aus tiefer Niedrigkeit, mit so kleinen Buchstaben, daß der gnädige Gönner,

Gönner, bisweilen einer spanischen Brille, benöthiget seyn dürfte, um den Nahmen seines demüthigen Clienten, auf dem untersten Rande, und in der Spitze des Winkels dadurch zu erkennen. Ja sie schreiben oft die letzten Buchstaben des Nahmens, nach dem Beyspiele jenes Bauers, gar über den Rand hinüber, als welcher von einem Pittschierstecher verlangte, er solle ihm den grossen Christophel, auf ein Pettschaft stechen, und nach dieses darwider gemachten Einwendungen, wegen Mangel des Raums, die Beine dieses Riesen, über das Pettschaft herab hängen lassen. Dieses heißt die Ehrerbietung und den Wohlstand in Briefen, übertreiben, und sich dadurch lächerlich machen, daher junge Leute, welche doch einiges Geschicke, durch ihre Briefe, von sich wollen vermüthen lassen, und dem andern dadurch zu verstehen geben, für solchen gezwungenen Arten des äusserlichen Wohlstandes, sich eben so sorgfältig in Acht nehmen solten, als für der gänzlichen Unterlassung derselben.

§. 43.

Das Papier zu Briefen muß nach dem äussern Wohlstande, nicht nur stark und fein, sondern auch nach Beschaffenheit der Persohn, an welche der Brief soll gerichtet werden, groß und in Form eines

ganzen Bogens, oder auch nur von mittler Gattung, wie das ordentlich dazu gemachte Briefpapier seyn.

Zu Briefen nimmt man gemeiniglich deswegen das stärkste und beste Papier, damit die Schrift nicht nur gut darauf aussehen, sondern die Dinte auch nicht durchschlagen, und dieselbe unleserlich machen möge.

Wann die Persohn, an welche man schreibt, nur von einigem Ansehen ist; so erfordert der Wohlstand, daß man einen ganzen Bogen, zu dem Briefe nimmt, damit man die Ehrerbietung, oder vielmehr den Wohlstand, durch den leer zu lassenden Raum, an denen gehörigen Orten, darinnen beobachten kan.

Briefe, welche blos an gute Freunde geschrieben werden, brauchen dergleichen Ceremonien nicht, und das Papier kan folglich dazu auch in 4to gebrochen seyn. Einige süsse Herren, übertreiben öfters auch in Ansehung des Papiers, den äusserlichen Wohlstand ihrer Briefe; und sie scheinen durch den daran verschwendeten Zierath, vielmals denjenigen Mangel ersetzen zu wollen, welchen man, nach genauerer Betrachtung ihrer äusserlich schön gestalten Briefe, in dem Innhalte und in der elenden Schreibart derselben, nur allzudeutlich gewahr wird. Diese Herren, sage ich, glauben öfters, daß sie ihre Briefe nicht besser nach dem Wohlstande einrichten

richten könnten, als wenn sie selbige auf Papier schreiben, das auf dem Schnitt vergüldet ist. Man ziehe nur einmal seine Beurtheilung hierbey zu Rathe, ob ein ernsthafter und verständiger Mann, denjenigen nicht sogleich für einen sehr affectirten Menschen halten dürfte, der ihm eine Bittschrift, oder ein Empfehlungs-Schreiben, auf vergüldeten Papier, überreichen wolte? Dem schönen Geschlechte, kan diese kleine Galanterie, schon übersehen werden, aber einer klugen und ernsthaften Mannspersohn, wird man sie niemals zu gute halten. Bey denen Adelichen, wie auch vornehmen bürgerlichen Persohnen, ist es zwar auch zur Mode geworden, daß sie sich bey Trauerfällen, eines besondern Papiers zu ihren Briefen bedienen, welches auf dem Rande geschwärzt ist. Ob aber ein junger Mensch, oder auch ein junger Edelmann, nicht klüger handeln würde, wann er seine traurigen Empfindungen, mehr in solchen Briefen selbst würklich gerührt, ausdrücken lernte, als wann er sie blos am Rande des Briefs, zu erkennen geben will? dieses überlasse ich einen iedem zu seiner eigenen Einsicht und Beurtheilung.

Das Briefpapier muß auch, nach dem äussern Wohlstande, gut und gerade, beschnitten werden, ehe man darauf schreibt; damit nicht hernach viele Wörter zur Helfte mit weggeschnitten werden, und der Brief dadurch ver-

stümmelt und unleserlich wird. Wenigstens sollte, dieses zu verhüten, auch am hinteren Rande, rechter Hand, allemal ein kleiner Finger breit, Platz gelassen, und die Wörter lieber getheilt, als bis ans äusserste Ende des Randes, geschrieben, oder auch wohl gar hinten gekrümmet werden, weil sie keinen völligen Raum mehr haben.

§. 44.

Der äussere Wohlstand bey Briefen, erfordert auch, daß man den Bogen, worauf der Brief geschrieben ist, nicht selbst versiegele, sondern noch einen besondern Umschlag oder Couvert, zur Aufschrift des Tittels, und zur Besiegelung, darum mache.

Dieser Punct ist bey allen Briefen, welche an Persohnen von Ansehen geschrieben werden, genau zu beobachten; und es scheinet derselbe auch deswegen noch von einigem Nutzen zu seyn, damit der Brief gut und reinlich erhalten, und bey Erbrechung des Siegels, die Schrift nicht zugleich zerrissen, und der Brief dadurch unleserlich werden möchte.

Alle Briefe, über welche man Umschläge macht, müssen übers Kreuz gebrochen, und der Bogen in Octavo zusammen gelegt werden. Wie man aber das Couvert, geschickt dazu machen

machen müsse; dieses kan man aus der Erfahrung, und durch gute Muster, besser erlernen, als aus undeutlichen Beschreibungen. Ich erinnere nur noch hierbey, daß das Siegel bey Couverten, gerade in die Mitte, zu stehen kommen müsse.

§. 45.

Man handelt dem äussern Wohlstande bey Briefen, auch dadurch zu wider; wenn man Wörter darinne entweder gar ausstreicht, oder auskrazt, und andere an deren Stelle schreibt, oder auch wohl ausgelassene Wörter, in den Zwischenraum der Zeilen, hinnein flickt.

Dieser Uebelstand, macht einen Brief öfters höchst unansehnlich, und um denselben daher zu vermeiden, sollte ein junger Mensch, wann er seinem Gedächtnisse und seiner Geschicklichkeit nicht viel zutrauen kan, seine Briefe lieber auf ein anderes Blat Papier entwerffen, und darauf erst verbessern, als selbige aus dem Kopfe, sogleich ins reine schreiben, und hernach durch solche unanständige Verbesserungen, den Brief verunstalten.

Ein junger Mensch muß sich zwar, so viel ihm möglich ist, nicht an die Copien der Briefe gewöhnen; sondern, die natürliche Fertigkeit, selbige sogleich ins reine zu schreiben, sich

sich eigen zu machen suchen; wenn er aber merket, daß er zu dieser Fähigkeit, nicht geschickt, oder auch der Sprache nicht recht mächtig ist; oder an vornehme Persohnen schreiben soll; so thut er besser, daß er Concepte macht, als auf vorberührte Art, dem Wohlstande der Briefe, zuwider handelt.

§. 46.

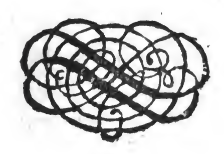
Zu dem äussern Wohlstande eines Briefs, gehört endlich auch eine gute schwarze und wohlfliesende Dinte.

Die Dinte zu Briefen, muß nicht zu viel Gummi haben und kleberigt seyn, weil die Blätter sonst gar leicht zusammen backen, und die Zeilen unleserlich, oder doch wenigstens den Zwischenraum derselben, unsauber machen können. Sie darf auch weder blaß, noch zu scharf oder rußig seyn. So schlecht dieser Umstand auch einigen Spitzköpffen scheinen möchte; so bleibt es doch gewiß, daß eine gute schwarze Dinte zu dem äussern Wohlstande eines Briefs sehr viel beyträgt. Werde ich also wohl unrecht thun, wann ich auch diese doch nöthige Kleinigkeit hier besonders erwähne?

Nun

Nun weiß ich bey dem Versuche meiner Anleitung zu teutschen Briefen, weiter nichts mehr zu sagen, als daß ich dieselbe allen jungen Leuten, zu ihrem Gebrauch, empfehle, und ihnen den dadurch gesuchten Nutzen, mir aber denjenigen Beyfall, davon wünsche, welchen ich ihnen sowohl damit zu verschaffen, als auch mir damit zu verdienen, die untadelhafte Absicht gehabt habe.

ENDE.



Verzeichniß

derer in dieser Abhandlung befindlichen Materien.

Erster Abschnitt.

Von der Schreibart eines Briefs überhaupt, und von denen wesentlichen Eigenschaften desselben ins besondere.

Zweyter Abschnitt.

Von denen verschiedenen Gattungen der Briefe, und ihrer erforderlichen besondern Schreibart.

Dritter

Dritter Abschnitt.

Von denen Titteln, Ehrenwörtern und Unterschriften in Briefen.

Die Tittel von denen Reichsgrafen an, sind a) bey weltlichen Persohnen:

1) Hochgebohrner, §. 19.
2) Hochwohlgebohrner, §. 20.
3) Wohlgebohrner, §. 21.
4) Hochedelgebohrner, §. 22.
5) Hochedler, §. 23.
6) Hochwohledler, §. 24.
7) Wohledler, §. 25.

b) Bey geistlichen Persohnen:

1) Hochwürdiger, §. 28.
2) Hochehrwürdiger, §. 29.
3) Hochwohlehrwürdiger, §. 30.
4) Wohlehrwürdiger, §. 31.
5) Ehrwürdiger, §. 32.

Vierter Abschnitt.

Von dem äussern Wohlstande in Briefen.

Zu dem äussern Wohlstande eines Briefs, gehöret:

1) Eine leserliche und schöne Hand, §. 36.
2) Eine Gleichheit der Schrift, §. 37.
3) Alle Tittel und Ehrenwörter müssen ganz ausgeschrieben werden, §. 38.
4) Die erste Zeile oder der Haupttittel in einem Briefe, muß mit Canzelley-Buchstaben geschrieben werden, §. 39.

5) Der

5) Der leere Raum muß über dem Tittel, unter demselben, und endlich auf allen Seiten des Briefs, wohl beobachtet werden, §. 40.

6) Der Haupttittel in einem Briefe, wie auch der Innhalt und die Wiederhohlung des Tittels und der Ehrenwörter muß mit einem grossen Buchstaben angefangen werden, §. 41.

7) Die Unterschrift nebst den Nahmen des Briefsschreibers, muß ganz tief am untern Rande derjenigen Seite zu stehen kommen, wo der Brief aufhöret, §. 42.

8) Das Papier muß fein, stark, und in Form eines ganzen Bogens eingerichtet seyn, §. 43.

9) Der Bogen worauf der Brief geschrieben ist, darf nicht selbst besiegelt, sondern es muß ein Umschlag dazu gemacht werden, §. 44.

10) Die Wörter in einen Briefe, dürffen weder ausgestrichen, ausgekratzt, noch auch ausgelassene Wörter, in den Zwischenraum der Zeilen hinein gesetzt werden, §. 45.

11) Der Brief muß mit einer guten, schwarzen und wohlfliessenden Dinte geschrieben werden. §. 46.

